



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 6.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Juni 1883.

**Inhalt:** Streiflichter auf die neueste Missionsgeschichte Madagaskars. — Die Klosterfrauen von Quebec. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Türkei; Rumänien; Syrien; Südafrika; Äquatorial-Afrika; Westindien; Oceanien; Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

### Streiflichter auf die neueste Missionsgeschichte Madagaskars.

#### 1. Rückblick auf die katholische und protestantische Missionsthätigkeit.

Die Rieseninsel Madagaskar im Osten Afrikas, welche mit ihrem Flächeninhalt von 591 980 □ Kilometer die Größe des ganzen Deutschen Reiches um mehr als 50 000 □ Kilometer übertrifft, lenkt in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit Europas auf sich. Sie war schon den Alten als die fabelhafte „Mondsinsel“ bekannt und wird von Marco Polo unter dem Namen Mogastar angeführt. Am Laurentiustage 1505 fanden sie die Portugiesen und nannten sie zu Ehren dieses Heiligen „Laurentiusinsel“. Ludwig XIII. erklärte die Insel als französisches Besitzthum, und es wurden in der That französische Kolonien an ihren Ufern gegründet. In den Revolutionskriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts gingen dieselben aber fast gänzlich zu Grunde. Um die Insel dem französischen Einflusse zu entreißen, anerkannte England im Jahre 1810 den Häuptling der Howas, eines der madegassischen Stämme, als „König von Madagaskar“ und unterstützte seither diesen Stamm, der in andauernden Bürgerkriegen seine Herrschaft über die ganze Insel auszudehnen bestrebt ist. Wirklich haben die Howas an Einfluß so gewonnen, daß man sie als den herrschenden Stamm betrachtet muß, wenn sie auch noch weit davon entfernt sind, faktisch die Herren der ganzen Insel zu sein. Dem gegenüber suchte Frankreich seine alten Ansprüche aufrecht zu erhalten und schloß mit dem Stamme der Sakalaven ein Bündniß. Im Laufe des letzten Sommers machte nun die Königin der Howas, oder vielmehr ihr Gemahl und erster Minister, den

Versuch, ihre Oberhoheit auch über die Küstenstriche im Nordwesten auszudehnen. Frankreich verwahrte sich dagegen; nichtsdestoweniger ließen die Howas angesichts der französischen Schiffe ihre Flagge auf dem strittigen Gebiete aufhissen, und da nun der Commandant der „Forfait“ Matrosen an's Land schickte und die Flaggen mit Gewalt entfernen ließ, mußten die Howas diese That als eine offene Kriegserklärung betrachten. Die Königin erschrak darob nicht wenig und schickte ihren Gemahl an der Spitze einer madegassischen Gesandtschaft nach Paris und London. Diese machte geltend, wie Frankreich in seinen frühern Verträgen die Fürsten der Howas „Könige von Madagaskar“ genannt habe. Die französische Regierung erwiederte, das sei ein bloßer Titel, wie die Könige von England noch zu Anfang dieses Jahrhunderts den Titel „Könige von Frankreich“ geführt hätten, schickte Kriegsschiffe vor den Hafenplatz Tamatave und forderte die Anerkennung ihrer Besitzungen und die Unabhängigkeit der Sakalaven. England schien Anfangs Frankreich freie Hand zu lassen; in letzter Zeit jedoch scheint es, offenbar durch die stürmischen Bitten der englischen Missionäre bestimmt, den Howas helfen zu wollen und schickte ebenfalls ein Kriegsschiff nach Tamatave.

So stehen die Verhältnisse zur Stunde. Wenn es, was kaum noch abzuwenden ist, zum Kriege kommt, so wird derselbe nicht ohne traurige Folgen für die Insel und auch für die katholische Mission auf derselben sein. Es scheint daher am Platze, unsern Lesern einen kurzen Rückblick auf die bisherigen Arbeiten und auf die augenblickliche Lage der madegassischen



Mission zu ermöglichen, wobei wir auch der protestantischen Thätigkeit gedenken müssen.

Land und Leute von Madagaskar wurden in diesen Blättern eingehend geschildert<sup>1</sup>, ebenso die ältere Missionsgeschichte<sup>2</sup> und ihre Fortsetzung bis zu Ende der sechziger Jahre<sup>3</sup>. Man wird sich erinnern, wie im Anfange dieses Jahrhunderts Radama I. (1810—1828) mit Unterstützung Englands dem Stamme der Howas die Oberherrschaft gewann und so das heutige Howa-Reich schuf. Die Sendlinge der Londoner Missionsgesellschaft benutzten den Einfluß ihrer Regierung zur Begründung protestantischer Missionsposten. Unter der nächsten grausamen Beherrscherin Madagaskars, Ranavalona I. (1828 bis 1861), wurden aber die protestantischen Missionäre 1835 aus Madagaskar vertrieben und manche ihrer Anhänger, welche sich an politischen Untrieben betheiligt hatten, hingerichtet. Inzwischen gaben sich die katholischen Missionäre alle Mühe, die schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch Portugiesen und um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch französische Lazaristen begonnenen Missionen wieder aufzunehmen. Im Sommer 1832 versuchte Graf von Solages, der apostol. Präfect der Insel Bourbon, zu dessen Distrikt Madagaskar gehörte, in das Innere vorzudringen. In Folge der niederträchtigsten Verleumdungen seitens der anglikanischen Prediger starb der ehrwürdige Prälat am Feste der Unbefleckten Empfängniß 1832, von Allen verlassen, in einer Hütte am Wege des Hungertodes. Er vermachte sein ganzes Vermögen der Mission von Madagaskar. Sein Nachfolger, Msgr. Dalmond, ließ sich 1837 auf dem etwa drei Quadratmeilen großen französischen Eilande Ste. Marie im Osten von Madagaskar nieder; zwei Jahre später besetzten die Franzosen auch die kleine Insel Nosibe an der Westküste; Msgr. Dalmond selbst hatte die betreffenden Verhandlungen mit den Eingebornen geleitet. So erhielt die katholische Mission einen festen Stützpunkt und konnte bereits 1844 zu einer eigenen apostolischen Präfectur erhoben werden. Im gleichen Jahre eröffneten die Jesuiten auf der Insel Bourbon eine Erziehungsanstalt für madagassische Knaben, die Josephschwwestern von Clugny ebendasselbst eine Mädchenschule. Auf Wunsch des Apostolischen Stuhles übernahm die Gesellschaft Jesu 1846 die Mission von Madagaskar. P. Jouen S. J. wurde der erste Obere und gründete die erste Gemeinde unter den Sakalaven an der Westküste. Noch herrschte die grausame Ranavalona I., und schon drangen die Jesuiten als Ärzte verkleidet in ihre Hauptstadt Tananarivo (Antananarivo, Tananariva) vor, und bereits am 8. Juli 1855 feierte P. Finaz S. J. daselbst das erste heilige Messopfer<sup>4</sup>.

Freilich erst nach dem Tode der Tyrannin 1861 durften die katholischen Missionäre offen auftreten. Radama II. hatte nun den Thron bestiegen; schon vorher hatte derselbe freundschaftliche Beziehungen mit den Missionären angeknüpft, Dank den Empfehlungen Herrn Laborde's, des französischen Consuls von Madagaskar. Dieser vortreffliche Mann, geboren zu Auch 16. October 1805, weilte seit 1831 in Madagaskar und genoß das größte Ansehen bei Hofe; durch seine Hilfe allein gelang die Gründung der katholischen Mission in der Hauptstadt; daß ihn dabei noch viel mehr religiöse als politische Be-

weggründe leiteten, beweist seine seltene Frömmigkeit; noch in hohem Alter pflegte er um 3 Uhr Morgens aufzustehen und mit der größten Erbauung täglich der heiligen Messe beizuwohnen. Er starb am 27. December 1878 sanft im Herrn, tiefbetrauert von den katholischen Missionären, welche in diesem Manne einen treuen Freund und eine kräftige Stütze verloren. R. I. P.

So blühte unter der Regierung Radama's II. die katholische Mission auf Madagaskar rasch empor; leider dauerte diese Blüthe nicht lange. Aufgeregt durch eine ausgedehnte Landbewilligung für französische Kolonisten und aufgehetzt durch den Reiz protestantischer Sendboten, machten die Howas eine Palastrevolution und erdrosselten den König schon am 10. Mai 1863. Seine Wittve Rasoharina bestieg nun den Thron und führte zum Scheine das Scepter, während in Wirklichkeit ihr erster Minister herrschte. Im Jahre 1865 kam ein Vertrag mit England zu Stande, wodurch der Einfluß der protestantischen Missionäre bedeutend stieg; die Königin freilich neigte sich immer mehr zur katholischen Religion hin und empfing drei Tage vor ihrem Tode aus der Hand Herrn Laborde's die heilige Taufe. Sie starb am 30. März 1868. Am 2. April bestieg ihre Schwester als Ranavalona II. den Thron, den sie jetzt noch inne hat. Die Kinder ihrer Schwester überließ sie nach dem Wunsche der Sterbenden den katholischen Missionären zur Erziehung; sie selbst aber trat dem Protestantismus bei, der inzwischen zu einer Art Staatsreligion erwählt war.

Der erste Minister Rainilaiarivoni sah sich nämlich sehr bald vor die Frage gestellt, welchem der beiden christlichen Bekenntnisse, demjenigen der „Englisch“ (Engländer) oder demjenigen der „Französisch“ (Franzosen), den Protestanten oder den Katholiken, vom Regierungsstandpunkte aus der Vorzug einzuräumen sei, und es ist sehr interessant, wie der madegassische Staatsmann diese religiös-politische Frage auffaßte. Lady Herbert of Lea gibt die Rede des Ministers vor dem Staatsrath also wieder<sup>1</sup>:

„Der Katholicismus hat zur Grundlage den Gehorsam. Wenn wir katholisch werden, so müssen wir den Priestern gehorchen, welche ihrerseits den Bischöfen und durch diese dem Papste gehorchen, der gleichfalls Jesu Christo gehorcht und vom Hl. Geiste belehrt wird. In diesem Bekenntniß kann der letzte meiner Sklaven ein Heiliger sein, während ich kein Heiliger bin, und sein Betragen kann das meinige geradezu verdammen. So könnte mein Sklave mich schamroth machen, und ich würde aller Wahrscheinlichkeit nach der letzte und schlechteste unter den Katholiken sein. Der Protestantismus aber ist das gerade Gegentheil von all dem; seine Lehre verlangt durchaus keinen Gehorsam. Wenn wir ihn annehmen, so werden wir die Bibel und das ganze Lehrgebäude in unserer Hand haben; er wird uns behilflich sein, sowohl die geistliche als die weltliche Gewalt in uns zu vereinigen. In dieser Form des Christenthums sind wir die Herren, in der andern würden wir die Unterthanen sein.“

Der schlaue madegassische Staatsmann hatte ganz richtig geschlossen, daß der Protestantismus der heidnischen Staatsomnipotenz besser zusage, als die katholische Kirche. So wurde denn feierlich verkündet, das „Englisch“-Christenthum sei die Religion der Königin und des Hofes. Die protestantischen Sendlinge jubelten; aber bald sollten sie die natürlichen Folgen der madegassischen Staatsomnipotenz verkosten. Der Minister

<sup>1</sup> 1875 S. 6 ff. 1876 S. 47. 203. 227.

<sup>2</sup> 1875 S. 29 ff.

<sup>3</sup> 1875 S. 48 ff. 118 ff.

<sup>4</sup> Vgl. Jahrgang 1879 S. 139.

<sup>1</sup> In einem lesenswerthen Artikel des „The Month“ (Januar 1883), dem wir mehrere interessante Mittheilungen über die protestantische Mission auf Madagaskar verdanken.



setzte eine Art Cultuscommission ein, die sogen. „Kirche des Palastes“. Kein protestantischer Agent durfte predigen ohne die schriftliche Ermächtigung dieser Behörde. Das war aber dem Ministerium noch nicht genug. Im Jahre 1877 ernannte die Königin, d. h. der Minister, ein Duzend der besten Schüler, welche von den Independenten mit großen Kosten in ihrer Anstalt herangebildet waren, zu Oberaufsehern über die verschiedenen protestantischen Missionsbezirke; diese Oberaufseher haben ihre Berichte unmittelbar an den Minister zu richten und sind für ihre Maßregeln nur ihm verantwortlich. Da erhob sich ein großes Klagen im Lager der Predikanten. „Durch diese eigenmächtige Verfügung,“ schrieb der Rev. Louis Street, „hat sich der Ministerpräsident an den Rechten der Londoner Missionsgesellschaft vergrißen und das geistliche Regiment ausschließlich in seine eigene Hand genommen. Die Staatskirche auf Madagaskar ist in Wahrheit weniger tolerant als diejenige der Türkei. Unser ganzer Unterricht ist so vollständig unter der Überwachung seitens der Regierung, daß ich nicht begreifen kann, wie man den Muth hat, diese Thatsache zu läugnen. Man erwartet von uns, daß wir das Evangelium nicht nach dem Neuen Testamente, sondern nach dem Ministerpräsidenten predigen u. s. w.“

Man muß sich nur wundern, wie sich die protestantischen Sendlinge über die ganz folgerichtige Entwicklung ihrer Grundsätze wundern können. Jene Staatsaufseher erhielten den Namen Bischöfe oder „Mpitanarina“. Bald hatte jedes größere Dorf einen solchen madagassischen „Bischof“. Was für Persönlichkeiten dazu genommen wurden, erzählen uns die protestantischen Missionäre. So lesen wir in einem officiellen Berichte der Londoner Missionsgesellschaft vom Jahre 1871, daß einer dieser Mpitanarina, der einer Gemeinde von 500—600 Seelen vorsteht, drei Weiber und kaum eine blasse Idee vom Christenthum habe; er liebe es aber, seine Macht zu gebrauchen, und die Leute gehorchen ihm, zwar gezwungen, doch widerstandslos. In der Provinz der Vetsileos, schreibt ein anderer Agent der genannten Gesellschaft, werden die armen Leute in die Staatsschulen geschleppt und mit Stockstreichen gezwungen, Kirchen zu bauen, die sie nicht nothwendig haben, und werden an Sonntagen von diesen Bischöfen mit Waffengewalt, wie eine Schaafheerde, in die Kirchen getrieben.

„Ich gehe mit dem Gouverneur zur Kirche,“ sagt ein Dritter, „und die Soldaten marschiren an unserer Spitze mit Schwert und Lanze. Mit einem Worte: die Sieger treiben die Besiegten zur Kirche.“ Noch in einem andern Berichte lesen wir folgende höchst amüsante Beschreibung dieser „Staatsbischöfe“:

„Am Sonntage sieht man einen Mann in europäischer Kleidung zur protestantischen Kirche gehen. Das ist der Mpitanarina; er predigt, er theilt das Abendmahl aus, kurz er ist der Diener der staatlich anerkannten Gottesverehrung. Am Montage geht derselbe Mann in einer weniger reichen Tracht vorüber; er ist jetzt königlicher Bauaufseher und überwacht die Leute, welche Ziegel und Steine für die öffentlichen Bauten herbeischleppen müssen; er ist jetzt ein rein bürgerlicher Beamte. Am Dienstage erblickt man den Mann in einen Offizier verwandelt, eine Militärmütze auf dem Kopfe, ein Schwert an der Seite, Beinkleider mit breiten Goldstreifen längs der Naht und dreizehn Ordenssterne auf der Brust. Heute ist eine Revue der madagassischen Armee, und er ist der Obergeneral. Der Mittwoch kommt und unser Held verwandelt sich in einen Schulmeister. Da werden die Kinder mit Peitsche und Stock zur Schule getrieben, und er lehrt sie aus Büchern, die er selbst gewählt, oft

auch selbst verfaßt hat<sup>1</sup>. Was für ein Wundermann doch ein solcher Staatsbischof ist!“

Einmal wurde sogar ein Heide „Mpitanarina“. Der Mann, ein Priester des Gözen Kelimalasa, war zu dem katholischen Missionär seines Dorfes gekommen und hatte ihm gesagt: „Die Königin hat befohlen, daß alle Gözenbilder verbrannt werden und daß wir alle nur einen Gott anbeten. Ich will also in aller Eile das ‚katholische Gebet‘ lernen und am nächsten Sonntage zur Kirche kommen.“ Aber schon am folgenden Tage kam ein Bote von den Behörden aus Tananarivo und brachte dem Gözendienner diese Weisung: „Höre auf die Worte der großen Königin! Lasse einen protestantischen Tempel in deinem Dorfe erbauen und dann sollst du dessen Mpitanarina sein.“ Der alte Heide war übergelüthet; der Tempel wurde sofort gebaut, und der Mann, der auch nicht einmal den Namen Jesu Christi kannte, wurde zum „Bischof“ ernannt. An andern Orten traten diese Staatsbischöfe auf und lehrten die greulichste Unzucht als das von der Königin befohlene Christenthum; einer derselben hatte zwölf Frauen u. s. w.

Nach allen diesen trüben Erfahrungen haben denn auch selbst die Protestanten keine rechte Freude mehr an der von ihnen begründeten madegassischen Staatskirche. In den ersten Jahren Ranavalona's II. freilich war der Jubel in London groß. Man verkündete in Exeter Hall dem zahlenden Publikum von einer halben Million christlicher oder doch „erweckter“ Madegassen. „Dieser Jubel,“ sagt Dr. Burkhardt's Kleine Missions-Bibliothek<sup>2</sup>, „hat freilich nach und nach manchen Dämpfer bekommen, seitdem es an den Tag kam, wie leicht die meisten jener Garben wogen und aus leerem Stroh bestanden.“ Die Zahlen sind denn auch bedeutend herabgesetzt worden; schon im Jahre, nachdem man von der halben Million gefabelt, waren es nur 400 000, im Jahre 1874 gar 280 000 „befehrter“ oder doch „erweckter“ Madegassen; um wie viel die Zahl seither gesunken, ist uns nicht bekannt. Und wenn man nun erst auf den innern Werth dieser „Christen“ sieht! Dr. Borchgrevink, ein Missionär der norwegischen Missionsgesellschaft, sagt: „So haben wir nun auch allerhand Getaufte, deren Sündenkenntniß und Glaube wirklich so gegründet scheinen,

<sup>1</sup> Für den Inhalt solcher Lehrbücher, wie sie von den Independenten in madegassischer Sprache verbreitet werden, mag die folgende Stelle als Probe dienen: „Höret, o Madegassen! Die Katholiken sind Gözendienner, denn sie beten die Jungfrau und die Bilder an. Die Katholiken gehorchen dem Papste; wenn ihr also katholisch werdet, so seid ihr nicht mehr selbständig, sondern der Papst wird euer Land wegnehmen. Wißt ihr, was der Papst ist? Der Papst ist eine wilde Bestie, die zahllose Menschen erwürgt hat, so daß die Gebeine und die Asche seiner Opfer ein ganzes Thal ausfüllen. Schauet dieses Bild, welches euch dieses Ungeheuer darstellt.“ Es wird nun an dieser Stelle mittels einer Zauberlaterne den Schülern ein schauderhaftes Ungethüm gezeigt, und das Buch, aus welchem die obige Stelle angeführt ist, empfehlen die Zeitungen der Independenten als ein Lehrbuch, „welches in den Schulen eine weite Verbreitung finden und allen Christen in die Hände gegeben werden sollte“. (Resaka, a monthly publication, March, 1882.) Ähnliche Stellen aus protestantischen Lehrbüchern in der Herero-Sprache theilten wir 1882 S. 110 mit. Es ist unnöthig, ein Wort zur Kennzeichnung einer derartigen Kampfweise zu verlieren.

<sup>2</sup> II. Bd. Afrika. 3. Abth.: Die evangelische Mission auf dem Festland und den Inseln von Ostafrika. 2. Aufl., umgearbeitet von Dr. Grundemann. S. 147.



daß man davon manches Erbauliche berichten könnte. Aber was erfährt man nicht Alles in längerem Verlaufe! (Hier folgen Beispiele, die wir lieber übergehen.) . . . Daher wunderte ich mich gar nicht, als mir neulich ein Mitarbeiter schrieb: „Ist wohl auch ein wahrer Christ im ganzen Lande zu finden?“<sup>1</sup> . . . „Man hat die Verhältnisse dieses Landes namentlich in England gerne von der lichten Seite, die sie allerdings auch haben, dargestellt,“ fährt derselbe norwegische Missionär in dem angeführten Berichte fort, „darüber aber die dunkeln Punkte übersehen.“ Mit anerkennenswerther Offenheit schildert nun Dr. Borchgrevink die sittlichen Zustände unter den zum Protestantismus Bekehrten. Seine Worte sind aber derartig, daß wir mit Recht die Wiedergabe derselben an dieser Stelle beanstanden müssen. Es genüge, daß nach dem Zeugnisse dieses Mannes, bei dem, wie Dr. Grundemann hervorhebt, „weder trübsinnige Schwarzseherei, noch bössliche Tadel sucht vorliegt“, in den protestantischen Gemeinden Kindsmord, Ehebruch und die größten Sittlichkeitsverbrechen vorkommen, welche vor der Einführung des Christenthums wenigstens nicht in dieser Art vorkamen.

Das sind ja ganz sonderbare Früchte der Massenbekehrung zum reinen Evangelium auf Madagaskar! Ebenso sonderbar lautet die Erklärung oder Entschuldigung, welche Dr. Grundemann versucht:

„Vermöge ihres independenten (congregationalistischen) Principes konnte sie [die Londoner Mission] die junge Kirche nicht unter eine solche straffe Zucht und Leitung nehmen, wie das derselben sehr dienlich und wie es bei einer andern Kirchenform wohl möglich gewesen sein würde. Nicht einmal an die Spitze einzelner Gemeinden traten europäische Missionäre, die vielmehr, wie schon erwähnt, sich den eingebornen Geistlichen nur als Berather zur Seite stellten [sollte heißen: die von den Staatsgeistlichen ohne viele Umstände bei Seite geschoben wurden]. Es war eine Sache der Pietät gegen die Kirche, die die Bluttaufe empfangen hatte, daß man ihre Prediger, ohne viel ihre Befähigung zu untersuchen, anerkannte und selbst von einer Ordination derselben ab sah — als die ihnen durch das Siegel des Geistes längst erteilt sei. Und doch (obgleich sich manche unter den Predigern trefflich bewährt haben) kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß in diesem Stücke etwas mehr Nüchternheit recht heilsam gewesen sein würde. Die Gemeinden haben damit zu früh die Selbstständigkeit erlangt, die doch erst das Ziel der Missionsarbeit

sein soll, die dann vollbracht ist. Jedenfalls ist diese Selbstständigkeit nicht unbedenklich, seitdem, dem Beispiele der Königin folgend, alle Madegassen Christen sein sollen und wollen. Die Londoner Missionsgesellschaft sieht sich nun plötzlich mit einer Staatskirche identifiziert, während dieser Begriff zu ihrem Princip im schroffsten Widerspruch steht. Damit ist sie auf diesem Felde in eine ihr sonst fremde Missionsmethode wider ihren Willen hineingezogen worden, nämlich in die der Massenbekehrung. Was den letzten Punkt betrifft, so sind mit demselben freilich so viele Übelstände schlimmster Art verbunden, daß schon wiederholt der Gedanke ausgesprochen ist, man müsse sich der Massen jener Namenchristen, die nicht besser sind als Heiden, entledigen. Es wird dies freilich nicht so leicht sein. Das Staatskirgenthum ist einer solchen Reinigung keineswegs günstig; und sollten es die Londoner gar mit der Regierung verderben, so könnte leichtlich so etwas wie unser Kulturkampf auf Madagaskar in Scene gesetzt werden. . . .“

Man sieht also recht wohl ein, was Pflicht und Schuldigkeit wäre, aber man hat auch auf Madagaskar nicht den Muth, es möglicher Weise mit der Regierung zu verderben. Wir begreifen das. Hat doch schon der protestantische Missionär Sibree gesagt: „Die Beweggründe der meisten von ihnen (den Mitgliedern der eingebornen Gemeinden) sind so niedriger und unedler Art, daß ich überzeugt bin, die geringste Veränderung in der Haltung der Regierung in Bezug auf das Christenthum würde den augenblicklichen Rücktritt der Mehrzahl unserer angeblichen Anhänger zur Folge haben.“<sup>1</sup> Und darauf will man es doch nicht ankommen lassen; der Eindruck auf das zahlende Publikum in Europa, das so freudig das Scherflein der Wittwe (wie sich Grundemann anderswo ausdrückt) für die glorreiche protestantische „Martyrerkirche“ Ma-

dagaskars opferte, würde ein zu peinlicher sein. Nur eine Kirche, die mit übernatürlicher Kraft ausgerüstet und auf dem Felsen gegründet ist, darf die Staatsgewalt in ihre Grenzen zurückweisen und im eigentlichen Sinne des Wortes einen „Kulturkampf“ wagen.

Auch in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“<sup>2</sup> wurde letztes Jahr die protestantische Missionsthätigkeit erwähnt. Herr Audebert sagt u. A.: „Übrigens ist das Christenthum der Bekehrten ein rein äußerliches, das sie mehr nur zur Schau tragen, um den Ausländern in diesem



Herr Laborde, französischer Consul in Madagaskar.

<sup>1</sup> Calwer Missionsblatt, 1874 S. 90.

<sup>2</sup> A. a. D. S. 148.

<sup>1</sup> A. a. D. S. 133.

<sup>2</sup> 1882 S. 470 ff.



Punkte gleich zu stehen. Auf Andringen der Missionäre ist die Vielweiberei untersagt worden; es kehren sich aber nicht gerade viele an diese Anordnung. Radamah (Ranavalona), die Königin selber, geht im Punkte der Sitten nicht mit sonderlich gutem Beispiele voran; sie erkor ihren Premierminister zum Gemahle trotz lebhaften Protestes seiner Gattin. Diese letztere mußte sammt ihren bereits erwachsenen Kindern das Feld räumen.“ Gegen diesen letzten Vorwurf Herrn Audebert's werden die protestantischen Missionäre allerdings geltend machen, die ärgerliche Doppellehe habe noch vor der Taufe der Königin stattgefunden: aber wie konnte dann die Taufe gespendet werden, ohne daß die Scheidung der Königin von dem Manne einer Andern gefordert wurde?

Wir wollen noch ein kurzes Wort über die protestantischen „Mar-

tyrer“ beifügen, welche, wie Dr. Grundemann meint, den eingebornen Predigern ein für allemal „das Siegel des Geistes“ erteilten, so daß man nicht viel nach ihrer Befähigung oder Ordination zu fragen brauchte. So ganz scheint der Verfasser der „evangelischen Mission“ von der Wahrheit der betreffenden protestantischen Berichte doch selbst nicht überzeugt zu sein. „Es ist im Allgemeinen nicht die Art der englischen (protestantischen) Missionsberichte, nüchterne Schilderungen der wirklichen Verhältnisse ohne alle Berücksichtigung der Wünsche der heimischen Missionsfreunde zu geben . . . Genug, daß auch die Berichte über Madagaskar sehr stark an diesem Mangel litten.“ So Dr. Grundemann<sup>1</sup>, und seine Worte sind sehr verständlich. Dann fährt er fort, die norwegischen Missionäre, denen man doch weder „trübsinnige Schwarzlehre noch bössliche Tadelsucht“ vorwerfen könne, hätten das Verdienst, die Schönschreiber der Engländer in das richtige Licht zu setzen, und theilt dann den Bericht Dr. Borchgrevinks



Msr. Dalmond leitet die Verhandlung über die Abtretung von Nosfi-be. (Nach der Federzeichnung eines Missionärs.)

über die „Bluttaufe der Madegassen“ also mit: „In ähnlicher Weise sei auch mit den Martyrern von Madagaskar mancher Mißbrauch getrieben. So ganz rein sei auch die gebrückte Kirche unter der ersten Ranavalona nicht geblieben, daß nicht auch Christen an politischen Umtrieben zum Sturze der Königin sich betheiligten hätten. Natürlich habe mancher dafür leiden müssen, daß er sich und seinen Brüdern mit Gewalt zu ihrem Rechte verhelfen wollte. Später habe die Theilnahme, welche Europäer für die Glaubenszeugen an den Tag legten, auch manche Verschönerung und Ausschmückung der Martyrergeschichten zur Folge gehabt (wie das auch bei der alten Kirche im römischen Reiche der Fall war<sup>1</sup>). Gelegentlich kam es

vor, daß ein Madegasse, der schön zu erzählen wußte, für seine Mittheilungen Geld empfing. Natürlich machte er darnach seine Geschichten noch rührender, um mehr Geld zu erhalten. Ein Missionär, der diese Erzählungen sammelte, drückte dann den Wunsch aus, auch einmal eine der Ketten zu bekommen, mit denen die Martyrer gefesselt waren. Der pfiffige Madegasse versprach ihm, eine solche zu verschaffen, legte eine der gewöhnlichen Sklavenketten in Salzlake, bis sie gehörig geröstet war, und lieferte sie dann als Martyrerkette aus, sicherlich nicht ohne eine angemessene Belohnung.“ So Dr. Grundemann über die „Martyrer“ auf Madagaskar nach dem Berichte Dr. Borchgrevinks. Man sieht, sogar der Reliquienverehrung ist man nicht gar so schrecklich abhold, wie es sonst wohl scheinen möchte. Doch für uns ist die Hauptsache das Zeugniß, daß die rührende

<sup>1</sup> Wo sind die Beweise, daß die Verfasser der Martyrerketten ebensolche notorische Lügner waren, wie es die protestantischen Madegassen nach dem Zeugnisse ihrer eigenen Predikanten allerdings sind?

<sup>1</sup> A. a. O. S. 156.



Geschichte von der protestantischen Bluttaufe auf Madagaskar zumeist auf Schwindel beruht, und daß Dr. Vorchgrevink mit dem Zeugnisse seines Collegen L. Dahle, das wir 1880 S. 199 ausführlich mittheilten, vollkommen übereinstimmt. Dahle macht durch die ganze Affaire schonungslos einen Strich: erstens, weil die wenigen<sup>1</sup> Hingerichteten als Empörer starben; zweitens, weil das Zeugniß der lügenhaften Madegassen keine Bürgschaft ist, und drittens, weil heutzutage die madegassischen Protestanten himmelweit von dem Muth und der erhabenen Gesinnung von Christen entfernt sind, die auch nur das kleinste Opfer für ihren Glauben bringen würden.

Doch genug von den Protestanten, ihren „Erweckten“, Staatsbischöfen und „Blutzeugen“ auf Madagaskar. Es ist nicht unsere Aufgabe und ganz gewiß nie unsere Freude, uns eingehend mit denselben zu befassen. Auch hier haben wir uns darauf beschränkt, ihre eigenen Zeugnisse anzuführen.

Während nach Kanavalona's II. Thronbesteigung das Christenthum der „Ingliß“ zur Staatsreligion erhoben wurde und seine oben gekennzeichneten Massen-„Bekehrungen“ machte, blieben die katholischen Missionäre muthig auf ihrem Posten, behaupteten ihre Stellung und konnten bald wagen, von der Hauptstadt aus neue Missionen zu begründen. „Wenn auch etwas in den Hintergrund der Bühne gedrängt,“ muß Dr. Grundemann einräumen, „haben sie im Stillen mit großem Eifer ihre Sache betrieben und nachhaltige Erfolge gefunden. Namentlich ist es ihnen gelungen, auch auf dem Lande an verschiedenen Punkten festen Fuß zu fassen.“<sup>2</sup> Noch im August 1868 erwirkten sie die Erlaubniß freier Religionsübung und unhinderter Thätigkeit in ihren Missionen, Schulen, Spitälern u. s. w. Bald blühten in der Hauptstadt selbst vier katholische Pfarreien, in geringer Entfernung davon zwölf größere Stationen, und die wenige Spreu, welche der Einfluß des protestantischen Hofes nach der offenen Erklärung der Königin zu Gunsten der „Ingliß“ aus der Schaar der Katholiken absonderte, war rasch durch ächten Weizen ersetzt. Ganz besonderes Glück brachte der Mission die hingebende Arbeit unter den Armen und Gefangenen, namentlich aber unter den Auswärtigen. Bei diesen Unglücklichen, von der ekelhaften Krankheit Zersessenen, hatten die katholischen Missionäre bis auf den heutigen Tag keine Concurrenz seitens der Präbikanten zu befürchten. Das Leprosenhaus von Ambulatra ist eine wahre Quelle übernatürlichen Segens für die katholische Missionsthätigkeit auf Madagaskar. Auch in der Provinz der Betileos gestalteten sich die Fortschritte der katholischen Kirche immer glänzender.<sup>3</sup> Die statistischen Nachrichten ergeben einen jährlichen Zuwachs von über 2000 Seelen, und dabei ist wohl zu beachten, daß irdische Rücksichten die Bekehrten wahrlich nicht zur katholischen, sondern zu der vom Staate begünstigten protestantischen Mission hindrängen. Zu der „Gunst“ scheint dann noch „Geld“ zu kommen. Wie könnte sonst allein die „London Missionary Society“ für ein einziges Jahr (1873) die enorme Summe von 467 120 Mark auf Madagaskar verwenden! Über 400 000 Mark mehr, als die katholische Kirche im gleichen Jahre für die madegassische Mission verwenden konnte!

<sup>1</sup> Während nach Dr. Grundemanns Missionsatlas die Zahl der Getödteten nach geringster Berechnung 2000 übersteigen soll, würde sie sich nach Dahle kaum auf 100 belaufen.

<sup>2</sup> H. a. D. S. 163.

<sup>3</sup> Bgl. 1876 S. 227.

## 2. Der madegassische Schulstreit.

Das Hauptaugenmerk jeder nachhaltigen Missionsthätigkeit muß immer die Schule sein; denn aus ihr geht das künftige Geschlecht hervor. Die katholischen Missionäre auf Madagaskar handeln diesem Grundsatz ganz entsprechend; ebenso natürlich ist es aber auch, daß die Protestanten gerade auf diesem Felde Alles ausbieten, um die Jugend mit Hilfe des Polizeistockes in ihre Gewalt zu bringen — ganz ähnlich wie anderswo.

Im Jahre 1876 überreichten die Independenten der Regierung von Madagaskar eine Denkschrift, in welcher sie die gesetzliche Einführung der Zwangsschule forderten. Die Sache gefiel dem Premierminister; das Gesetz wurde erlassen und zugleich die Verfügung getroffen, es solle eine Liste aller Schulkinder in den verschiedenen Ortschaften angefertigt und der Regierung zugestellt werden. Die Katholiken meinten, es sei das nur eine statistische Maßnahme, und sandten wie alle übrigen die Listen ihrer Schulkinder ein. So hatten aber die Präbikanten und Staatsbischöfe die Sache nicht gemeint; sie trugen in ihre Listen alle Kinder ein, auch die katholischen, oft ohne auch nur die Eltern zu fragen und wenn die Kinder auch bloß früher einmal auf ihren Schulbänken gesessen hatten. Sie hatten es nämlich zu Stande gebracht, daß der Premierminister dem Gesetze einen Paragraphen beifügte, der also lautete: „Kein Kind, dessen Name einmal in eine Liste eingetragen ist, darf in eine andere Schule gehen, als in diejenige, in welche es eingetragen wurde.“

Mit diesem Gewaltstreich, der sich und seine Urheber hinlänglich charakterisirt, brachten die Präbikanten die Mehrzahl der katholischen Kinder in ihre Schulen. Was half es, daß die katholischen Eltern sich auf das Entschiedenste gegen einen solchen himmelschreienden Übergriff in ihre Rechte verwahrten! Der „Mpitantrina“ antwortete kühl: „Eure Kinder sind in unsere Listen eingetragen. Diese Listen liegen vor den Augen der Königin. Wir können deßhalb nicht erlauben, daß sie eine andere Schule besuchen, und wenn ihr sie dennoch in eine andere Schule sendet, so werden wir sie mit Gewalt zurückholen.“

Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Land. Das war eine offene Verletzung der wiederholt und feierlich von der Königin erklärten Religionsfreiheit und der ebenso feierlich gegebenen Erlaubniß, die Kinder in die katholischen Schulen schicken zu dürfen. Bittschriften wurden verfaßt und der Königin zugesandt; man hat aber Grund, anzunehmen, daß der Premierminister dieselben nicht an die Adresse kommen ließ. Eine dieser Bittschriften, diejenige der Eltern von Ambohibeloma, wollen wir als Probe mittheilen:

„Königin! Du weißt, daß Niemand trennt, was Gott vereint hat. Auf unsern Märkten wird die Kuh nicht getrennt von ihrem Kalbe, noch die Sklavin von dem Säugling an ihrer Brust. Wir sind Väter und Mütter, und der gute Gott hat uns Kinder gegeben; jetzt aber sind wir allein, wenn wir zur Kirche gehen; nicht ein einziges unserer Kinder darf uns begleiten. Es ist, als ob wir mit Unfruchtbarkeit geschlagen wären. Wir flehen deine Majestät an, erlaube nicht, daß deine treuen Unterthanen schlimmer behandelt werden, als die Sklavinnen und das Vieh, das man auf öffentlichem Markte verkauft. Gestatte uns gnädigst, daß wir unsere Kinder erziehen, wie unser Wunsch ist, und gewähre uns die Erlaubniß, unsere Kinder mit uns zur Kirche zu nehmen, wann wir zu Gott beten, der uns dieselben geschenkt hat.“

Der Schmerzensruf der Bewohner von Ambohibeloma verhallte ungehört. Die Königin selbst ist durchaus keine Tyrannin;



aber der Premierminister thut was er will, und mit seiner Vollmacht ausgerüstet, sorgen die congregationalistischen Sendlinge dafür, daß das ungerechte Schulgesetz auf das Rücksichtsloseste gehandhabt wird. Wir sind überzeugt, daß billig denkende Protestanten die Handlungsweise dieser Fanatiker mit uns verurtheilen, und wir würden von der ganzen schmachvollen Verfolgung schweigen, wenn man nicht versucht hätte, gerade die katholischen Missionäre als die Schuldigen hinzustellen. Wir beginnen mit folgendem Brief des evangelischen Missionärs R. Baron an einen Ortsvorsteher der Provinz der Vetsileos; derselbe zeigt, mit welchen Drohungen und Einschüchterungen man jeden Widerstand zu überwinden suchte.

Fianarantsoa, den 3. December 1878.

„Mein Herr! Wie ich höre, sind einige unserer Schüler in die katholische Schule übergetreten, obgleich sie in unsere Listen eingetragen sind. Ich erkläre Ihnen, daß es Ihre Pflicht ist, diese Kinder in der Schule der Königin festzuhalten, und daß Sie straffällig sind, wenn Sie dieselben zu den Katholiken gehen lassen. Das ist aber nicht Alles. Wie ich höre, wollen Sie Ihre Beihilfe, die Ausführung des Gesetzes mit Gewalt zu erzwingen, unserm Schullehrer verlagern. Ich werde deshalb, wofern Sie nicht alle Mittel aufbieten, um sämtliche Kinder Ihres Bezirkes in unsere Schulen zu bringen, ganz bestimmt nicht ermangeln, Sie bei der Regierung zu verklagen. Wenn Sie ferner Ihren Bruder nicht verhindern, gegen die Worte der Königin zu handeln und (als katholischer Schullehrer) einen jährlichen Gehalt anzunehmen, so werde ich Sie ganz gewiß bei den Behörden anzeigen. Das ist es, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Nehmen Sie sich also in Acht und setzen Sie sich vor; denn das sind die Worte eines weisen Mannes, der nicht lügt und keine leeren Drohungen anwendet. R. Baron, evangelischer Missionär. — P. S. Bedenken Sie wohl, daß es der Premierminister ist, bei dem ich Sie verklagen werde!“

Die protestantischen Sendlinge empfanden aber doch ein kleines Unbehagen bei dem Gedanken, was wohl die Presse in der Heimath, speciell in England, zu einem derartigen Kulturkampfe sagen würde, da ja die himmelschreiendsten Gewaltthaten, welche sie an den unschuldigen Kindern verübten, möglicherweise auch in der Heimath zur Sprache kommen könnten. Dagegen griffen die Herren zu einem uralten, lang erprobten Mittel: sie stellten die ganze Sache auf den Kopf und gaben sich auf das Unerfrorenste für die schuldlosen Opfer der bösen Jesuiten aus, mit denen man nirgends im Frieden leben könne.

„Mit einer Frechheit, die geradezu staunenswerth ist, haben die Henker sich selbst als Opfer ausgegeben, und die Zeitungen in England, Amerika und Frankreich haben die Verleumdungen abgeschrieben, welche der ‚Natal Colonist‘ und ähnliche Parteiblätter zuerst ausposaunten. Die französischen Missionäre, schreiben sie, leben in offenem Kriege mit den Protestanten. Sie zerstören deren Schulhäuser, lassen ihre Schüler und Lehrer peitschen, unterbrechen den Gottesdienst und begehen sonst noch andere Verletzungen der Toleranz.“ (So der „Cerneen“ auf der Insel Mauritius vom 1. Februar 1880.) Wenn Sie nun die Güte haben wollen, diese Sätze umzukehren und überall die protestantischen Missionäre statt die französischen zu schreiben, so enthalten dieselben die reine Wahrheit und sagen Ihnen, wer die Verfolger und wer die Verfolgten seien.“

Also schrieb uns ein Missionär den 8. August 1881 aus Tananarivo und theilte dann die beiden Fälle barbarischer Mißhandlung mit, welche wir bereits letztes Jahr (1882 S. 83) unsern Lesern vorführten. Man wird sich des kleinen Rastrahama erinnern, der von dem „Evangelisten“ geschlagen wurde, bis ihm Blut zu Mund und Nase herausbrach und er bewußt-

los zusammensank; auch jener andern zwei Kinder, die man mißhandelte, daß sie nur auf allen Vieren davonkriechen konnten. Wir könnten diese Beispiele protestantischer Intoleranz zu Duzenden anführen, beschränken uns aber vorläufig auf die folgenden, in denen der bereits erwähnte „evangelische“ Rev. Baron, eine keineswegs evangelische Rolle spielt. Lady Herbert of Lea theilt das Aktenstück aus der Feder einer sehr hervorragenden Persönlichkeit wie folgt mit<sup>1</sup>.

„Ich hoffe, einer unserer Freunde auf Madagaskar werde demnächst Zeit finden, ein Buch mit dem Titel zu schreiben: ‚Bekenner unter den Vetsileos.‘ Inzwischen will ich Ihnen die eine oder andere Thatsache melden, welche weder von Protestanten noch Katholiken in Abrede gestellt wird. Letztes Jahr kamen zwei junge Leute acht Tagereisen weit nach Tananarivo, um bei den Behörden Klage zu führen über die Art und Weise, mit welcher sie von den Schulmeistern der Independenten geschlagen wurden, weil sie deren Vetsileos nicht besuchten. . . . Etwas später kam ein anderer junger Vetsileo, der fast 14 Tage zwischen Leben und Tod schwebte in Folge der grausamen Behandlung, welche er durch die Protestanten erdulden mußte. Wir haben die schriftliche Aufzeichnung dieses Falles vor uns und sie lautet also: ‚Ich habe vor dem Statthalter der Vetsileos Klage geführt wegen unserer Leiden und bin nun hierhergekommen, um diese Klage auch vor dem Premierminister zu wiederholen. Wir sind unseres Lebens nicht mehr sicher; die Zöglinge der protestantischen Schulen schlagen alle, welche es wagen, die katholische Religion zu üben. Junge Mütter, die ich nennen kann, wurden so grausam geschlagen, daß ihre Leibesfrucht im Mutterchoße ermordet wurde. Was mich selbst betrifft, so stieg ich eines Tages vom Palaste des Statthalters von Fianarantsoa herab, als eine Schaar Independenten über mich herfiel; Einer faßte meine Arme, ein Anderer mein Genick, ein Dritter riß mir Hemd und Leibbinde, samt dem Skapuliere und dem Rosenkranze, den ich am Halse trug, vom Leibe. Dann begannen sie, mich mit Stöcken und Fäusten zu schlagen, während Andere mir Fußtritte versetzten, bis ich das Bewußtsein verlor. Es war 3 Uhr Nachmittags. Sie gingen dann und holten den Rev. Baron, den englischen Independenten-Präbikanten. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, fragte er mich: ‚Welche Schule besucht Ihr?‘ — ‚Als ich ein Kind war, ging ich in die Schule Mr. Richardson's (in die Independenten-Schule),‘ antwortete ich. ‚Als aber die Königin Ranavalona hierher kam und öffentlich erklärte, Jedermann könne gehen und lernen und beten, wo er wolle, ging ich zu den Katholiken. So habe ich die letzten fünf Jahre in ihrem Colleg studirt und ich gehöre zu ihnen und ich bin der Königin als katholischer Schullehrer vorgestellt worden.‘ Die einzige Antwort Mr. Barons lautete: ‚Bindet ihn an Händen und Füßen, denn er ist unser Schüler!‘.‘ Dann kamen einige Beamte und frugen mich: ‚Hat man Eure Beine zerschmettert oder Eure Hände gebrochen? Haben sie Euch die Augen ausgerissen oder die Zähne eingeschlagen?‘ — ‚Nein,‘ antwortete ich; ‚aber mein Leib ist mit blutrünstigen Striemen und Beulen bedeckt und ich weiß nicht, ob ich heute oder morgen sterben werde.‘ Sie gingen nun und holten einen langen Strick, mit dem sie mich an Händen und Füßen banden; ich wehrte mich aus Leibeskräften und rief: ‚Ich habe kein Verbrechen begangen; weshalb behandelt man mich so?‘ Aber sie hörten nicht auf meine Worte; Einer ergriff mich am Halse, Andere stopften mir die Leibbinde in den Mund. Meine Schmerzen und Todesnoth wurden endlich so groß, daß ich in eine Ohnmacht fiel, und dieser todesähnliche Zustand dauerte von Mittwoch Abends 5 Uhr bis Donnerstag um 4 Uhr. Als ich das Bewußtsein wieder erlangte, war meine Brust und mein Hals ganz geschwollen und Blut floß mir aus Mund, Nase und Ohren. Ich glaubte, ich müsse sterben. Aber Gott er-

<sup>1</sup> „The Month“ 1883 p. 15.



barmte sich meiner und gab mir Kraft, daß ich hierher kommen konnte und um Gerechtigkeit bitten, o Premierminister!"

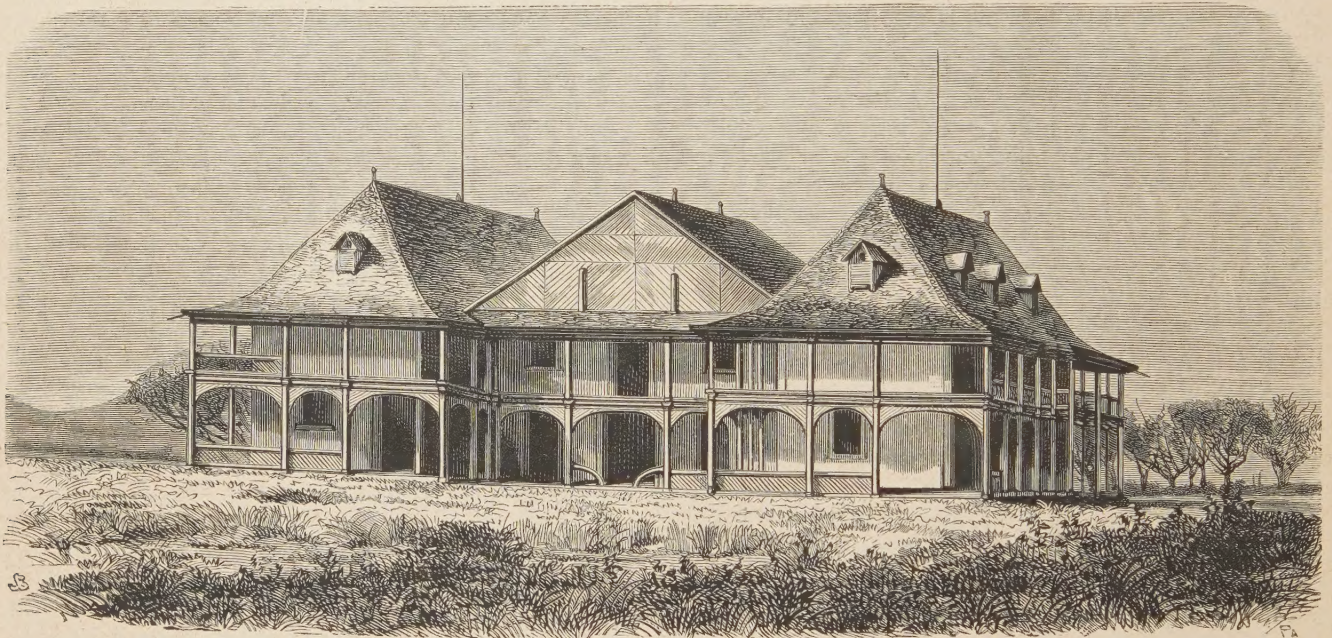
Es wurde eine Untersuchung angeordnet und jedes Wort der Klage wahr befunden. Aber was erzielte der arme Vetsileo damit? Man bedeutete ihm, es sei ihm in Zukunft gestattet, zu lehren oder zu lernen, in welcher Schule er wolle; was aber die erlittene Mißhandlung betraf, wird ihm der liebe Gott sein Leiden vergelten; denn die Menschen erwiesen ihm keine Gerechtigkeit, und Rev. Baron mit seinen Spießgesellen blieb bestraft. Ja noch schlimmer — derselbe Mr. Baron erhielt eine ehrenvollere und einträglichere Stelle und ist jetzt in der Hauptstadt Tananarivo!"

Wir theilten in dem obigen Aktenstücke den Bericht des Mißhandelten mit; wir wollen auch noch die Erzählung des Missionärs von Fianarantsoa, P. Lacombe's, folgen lassen.

„ . . . Die Lage wurde mit jedem Tage mißlicher, und die Regierung ergriff immer offener die Partei Ratovo's und seiner Genossen (der Prädikanten Corven und Baron). Diese erfannen inzwischen eine neue Kriegslift. Der Gouverneur forderte mich in einem Schreiben

auf, alle unsere Zöglinge an einen bestimmten Platz zu führen, wo zur Wiederherstellung des Friedens Worte der Versöhnung verkündet werden sollten. Ich traute jedoch diesem schönen Versprechen nicht und zwar mit Recht. Nur einen einzigen unserer Zöglinge, Namens Peter, einen jungen Mann von 22 Jahren, schickte ich an den bezeichneten Ort, um die verheißene Friedenserklärung zu hören. Statt der Worte der Versöhnung wurden daselbst nur Ausbrüche des Zornes und Hasses gegen die katholischen Schüler laut. Endlich stürzten die protestantischen Zöglinge in großer Zahl auf unsern armen Peter los, schlugen ihn von allen Seiten und schleppten ihn dann halbtodt in eine protestantische Kirche. Von dort brachte man ihn in ein Privathaus, wo mehr als 60 der Größten ihn Tag und Nacht bewachen mußten.

Dieses Vorkommniß brachte die ganze Stadt in Aufregung. Einsichtige Leute erkannten daraus den innern Werth einer Religion, die zu solchen Mitteln griff. Der so grausam mißhandelte junge Mann wurde ernstlich krank. Nur mit der größten Mühe konnte ich zu ihm gelangen. Ich hörte seine Beichte und sandte ihm dann einige Arzneimittel. Sobald die protestantischen Prediger von diesem



Palast Rabama' I. in Tananarivo.

Besuche Kenntniß erhielten, verboten sie, mir in Zukunft Zutritt zu gewähren; 'ich möchte sonst,' sagten sie, 'dem Kranken Gift verabreichen und sie dann für den Tod desselben verantwortlich machen.' Inzwischen wurde der arme Peter unaufhörlich mit der Frage gequält: 'Willst du wieder protestantisch werden? . . . In diesem Falle wird man dich sofort freilassen.' Seine Antwort lautete stets: 'Ihr könnt mich tödten, wenn ihr wollt; aber ich werde immer katholisch bleiben.'

In Makamisy, einem Marktflecken, spielte sich eine noch traurigere Scene ab. Auch dort waren die Katholiken trotz der Anwesenheit des P. Faure fortwährender Verfolgung ausgesetzt. Mehrere unserer Zöglinge waren blutig mißhandelt worden. Eines Tages hatte sich der Pater nun in das Haus eines katholischen Schulkindes begeben, das er bedroht mußte. Bald kommen auch die Protestanten hinzu, vertreiben einige Vetsileos, welche den Missionär begleiteten, und fangen dann an, diesen auf alle Weise zu verhöhnen und zu reizen. Einer zieht ihn sogar beim Barte, der Pater stößt ihn zurück. In diesem Augenblicke fällt das Gefindel über ihn her und schlägt mit Stöcken wüthend auf ihn los. Einer verwundet ihn mit einem scharfen Instrument an der Hand. Bei dem Anblick des hervorströmenden Blutes

gerathen die Elenden in Schrecken; sie eilen davon und überlassen den zerschlagenen und halb ohnmächtigen Missionär sich selbst."

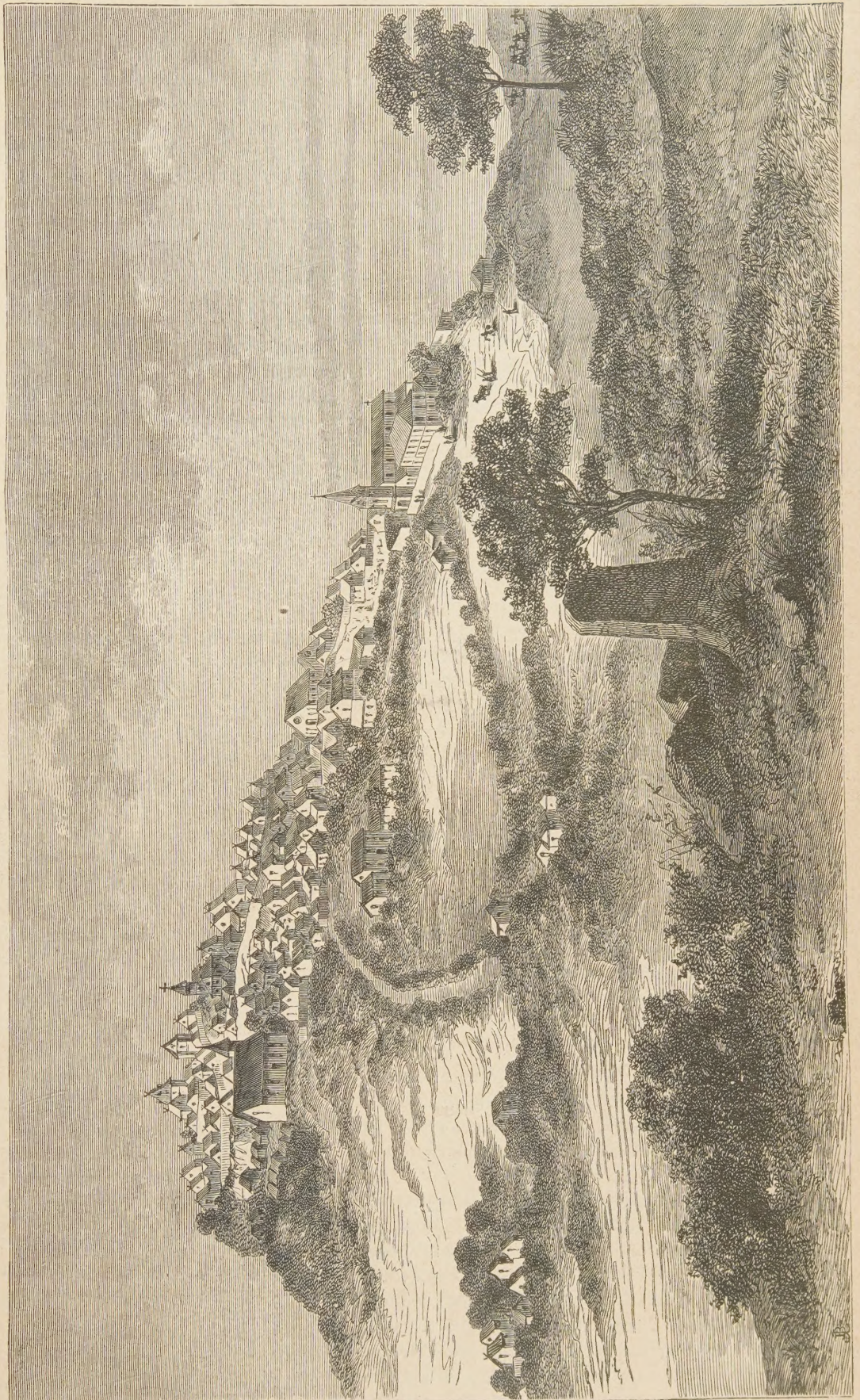
Im Laufe des letzten Sommers ereignete sich ein ähnliches Beispiel, und damit man sehe, daß die Verfolgung der katholischen Schulen noch immer in voller Blüthe steht, wollen wir auch diesen Beitrag zur Geschichte protestantischer Intoleranz aufzeichnen:

„In der gleichen Provinz der Vetsileos waren P. de Villèle S. J. von ihren Eltern zwei Kinder übergeben worden, daß er sie in der katholischen Schule erziehe. Drei- oder viermal hatte sie der protestantische Lehrer mit Gewalt in seine Schule geschleppt, so daß die Eltern schließlich den madagassischen Commandanten aufsuchten und eine entschiedene Antwort auf die Frage verlangten, ob ihnen das Recht, ihre Kinder in ihrem Glauben zu erziehen, zustehe oder nicht. Der Commandant ist aber ein ganz verbissener Protestant; doch wagte er nicht, gegen den Buchstaben des Gesetzes zu verstößen; denn die Königin hatte wiederholt erklärt, daß sie Allen volle Gewissensfreiheit gewähre; er gab daher den Leuten nur eine ausweichende Antwort.



Endlich entschloß sich P. de Villele, die Sache in offenem Gerichte zur richterlichen Entscheidung zu bringen. Die Zuhörerschaft war sehr zahlreich — die Eltern der Schulkinder, der katholische Schullehrer und eine Masse Protestanten waren zugegen. P. de Villele legte die Frage vor. Er wandte sich also an den Commandanten und sagte: „Gibt es ein, oder gibt es kein Gesetz der Königin, welches verbietet, daß Kinder in der katholischen Schule unterrichtet werden, und welches diesem protestantischen Lehrer erlaubt, sie mit Gewalt in seine Schule zu zwingen?“ — Der Commandant antwortete nur: „Ich ändere die Gesetze der Königin nicht ab.“ Umsonst gab sich P. de Villele alle Mühe, ein klares „Ja“ oder „Nein“ von ihm zu erzwingen; er erwiderte stets die gleichen Worte. „Nun gut,“ rief endlich P. de Villele. „Nach den Gesetzen der Königin steht es den Eltern frei, ihre Kinder in diejenige Schule zu senden, welche ihnen gut scheint. Diese Kinder sind mir von ihren Eltern anvertraut, und sie werden daher in Zukunft ausschließlich meine Schule besuchen.“

Mit diesen Worten verneigte sich der Missionär vor den Richtern und der Versammlung und verließ den Saal mit den beiden Kindern und ihren Eltern; die Kinder klammerten sich vor Angst fest an seine Coutane. Und ihre Furcht war nur zu wohl begründet. Kaum hatten sie den Palast verlassen, als der protestantische Schullehrer Rainihova Adrianarofy (genannt: „der Evangelist“) mit



Antananarivo, die Hauptstadt der Befilese. (Nach einer Zeichnung des hochw. P. Lair S. J.)



einer zahlreichen Schaar über den Missionär herfiel, ihn zu Boden schlug und ihm eines der Kinder mit Gewalt entriß. Der Pater nahm das kleinere auf seinen Arm und stoh mit ihm nach seiner Wohnung, die glücklicherweise in der Nähe war. Nachdem er es in Sicherheit wußte, eilte er muthig wieder zur Stelle, um auch das größere zu befreien. Da fielen aber die Schläge wie ein Hagelwetter auf ihn; Einige trafen sein Haupt, so daß er beinahe das Augenlicht verlor, Andere ergriffen seine Füße, daß er zu Boden stürzte. Allein der Priester dachte an nichts als an die Rettung des Knaben. Adrianarofy, der „Evangelist“, umfaßte ihn mit den Armen, würgte ihn beinahe zu Tode und schrie: „Er mag sterben, aber sie sollen ihn niemals haben!“

Endlich lief der Missionär zum Commandanten und redete ihn also an: „Sie standen auf der Schwelle Ihres Palastes und haben mit eigenen Augen gesehen, wie die Protestanten über mich herfielen, und dennoch haben Sie keinen Finger zu meinem Schutze gerührt, ja durch Ihre Gegenwart diese Wüthenden sogar ermutigt!“ — Der Commandant war denn doch über diese Behandlung, die einem Europäer zu Theil geworden, etwas beunruhigt; eine förmliche Klage wurde beim General-Gouverneur der Provinz eingereicht. Dieser ließ die Sache nach allen Seiten genau untersuchen und entschied schließlich gegen die Protestanten und namentlich gegen Adrianarofy. Aber welche Strafe wurde den Schulbigen zugesprochen? Der Gouverneur begnügte sich, eine ernste Rüge zu beantragen. Das war dem Obern der Mission doch zu bunt; er machte den Prozeß an höchster Stelle anhängig; im letzten Oktober (als dieser Brief geschrieben wurde) war das Urtheil noch nicht gefällt.“

Und man glaube ja nicht, solche Rohheiten kämen nur in den entfernteren Provinzen vor; die Protestanten in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt, also unter den Augen des Hofes, erlauben sich ganz gleiche Ausbrüche fanatischer Verfolgung.

„An einem Sonntage war ich in einem etwa zwei Stunden von Tananarivo entfernten Dorfe ganz ruhig damit beschäftigt, etwa 100 Eingebornen, welche in einem madegassischen Hause um mich versammelt waren, den Katechismus zu erklären. Auf einmal erfaßte ein panischer Schrecken meine Zuhörer; sie sprangen auf und flüchteten durch Thür und Fenster, so daß ich mich plötzlich mit den paar Schülern allein sah, welche mich von der Hauptstadt begleitet hatten. Bevor ich eine Erklärung dieses sonderbaren Auftritts fand, trat ein Mann mit einer Begleitung von 14 oder 15 Gefährten ein, der Bischof der Staatskirche, wie es sich gleich herausstellte. Er schritt bis zu einer Säule in der Mitte des Raumes vor, wandte sich mit schlecht verhaltenem Grimme gegen mich und rief: „Sir, Sie sind hierhergekommen, ohne jegliches Recht und ohne Befugniß. Der Eigenthümer dieses Hauses hat unsere Erlaubniß nicht nachgesucht, als er Ihnen erlaubte, in demselben zu lehren. Ich fordere Sie mithin auf, zu gehen, und zeige Ihnen an, daß morgen dieses Haus als die Wohnung eines Verbrechers dem Erdboden gleich gemacht wird!“

„Wenn der Mpitandrina so mit einem Europäer zu reden wagte, der unter dem Schutze der Verträge steht, wie wird er dann mit dem armen Madegassen verfahren sein, der ganz und gar in seiner Gewalt ist?“ fragt der Missionär mit Recht am Schlusse seines Briefes.

Doch genug dieser traurigen Beispiele. Wir hätten auch von der Mittheilung der vorliegenden Abstand genommen, wenn man nicht protestantischerseits immer und immer wieder über katholische Intoleranz schreien würde. Wo ist aber jemals in einem Missionslande von katholischen Missionären gegen die Anhänger eines andern Bekenntnisses und gegen deren unschuldige Kinder auch nur entfernt ähnlich gehandelt worden? Und welcher Schrei der Entrüstung wäre durch alle Blätter Europa's gehallt, wenn ein Jesuit auch nur ein protestantisches Kind mit Schlägen — ich sage nicht, mit den oben geschilderten

brutalen Mißhandlungen und blutigen Grausamkeiten — in eine katholische Schule gezwungen hätte?

Wenden wir uns jetzt tröstlicheren Seiten zu. Trotz aller dieser Verfolgungen durch die englischen Independenten hat die katholische Kirche von Madagaskar von Jahr zu Jahr erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Das Volk liebt den katholischen Gottesdienst; namentlich an den hohen Festen drängt es sich in Schaaren in die katholischen Gotteshäuser. Als letztes Jahr in der schönen gothischen Kirche der unbesleckten Empfängniß in Tananarivo<sup>1</sup> zu Weihnachten eine figurenreiche Krippe aufgeschlagen war, knieten Tausende vor derselben und lauschten den Worten der Missionäre, welche den sich folgenden Gruppen das Geheimniß der gnadenreichen Geburt unseres Heilandes an dieser sinnenfälligen Darstellung viel eindringlicher an's Herz legten, als es protestantische Prediger mit bloßen Worten vermöchten. Ebenso allgemein war die Theilnahme an der Frohnleichnamsprozession im Juni 1882; die Madegassen nennen diesen Triumphzug des Allerheiligsten: „Fivavahana mandeha“, d. h. „das Gebet, welches wandelt“. Die Königin persönlich ist den katholischen Missionären durchaus nicht abgeneigt, nur die wahrscheinlich mit englischem Gelde besetzten Beamten sind es, welche die Verfolgung in Scene setzen. Im letzten Sommer wollte die Königin offen zeigen, daß es ihr ernst sei mit ihrer wiederholten Erklärung bezüglich der Religionsfreiheit. Sie ließ die Kinder aller Schulen in Tananarivo in ihren Palast kommen. Die Beamten mußten durch das Loos entscheiden, in welcher Reihenfolge die Kinder der verschiedenen Bekenntnisse erscheinen sollten, und die Katholiken erhielten den zweiten Platz. Beim Eintritte durch das Nordportal sangen die katholischen Kinder einige Lieder, welche der Königin sehr gefielen; auch das Benehmen derselben, welches in keinem Punkte auch nur im Geringsten gegen die Hofetikette verstieß, befriedigte Ranavalona. Von den etwa 5000 Schülern war ein starkes Drittel katholisch. Sie schenkte allen ein Stück Fleisch und etwas Geld. Am folgenden Tage empfing sie ebenso die Kinder von Mahamasina, einer Vorstadt von Tananarivo, und zeigte sich wiederum sowohl mit ihrem Gefange als ihrem Benehmen sehr zufrieden. In Folge dieses günstigen Eindruckes stieg die Zahl der katholischen Schüler ganz bedeutend, zum großen und wohlverdienten Troste der wackern Schulbrüder und der Schwestern des hl. Joseph von Cluny.

Zum Schlusse theilen wir die statistischen Nachrichten mit, welche der apostolische Präfect Madagaskars, R. P. Cazet S. J., seinen Obern zusandte. Sie reichen vom 1. Juli 1881 bis 1. Juli 1882:

In dieser Zeit wurden getauft 1611 Erwachsene und 2883 Kinder. Die Zahl der Katholiken beträgt 23 490, die der noch nicht getauften Katechumenen 57 415, zusammen also: 80 905. Beichten wurden gehört 55 406, Communitionen ausgetheilt 45 466, zur ersten Communion zugelassen 580, gefirmt 860, Ehen eingesegnet 196. Die Zahl der Missionsstationen ist 316; vollendete Kirchen gibt es 52, im Bau begriffene 11; vollendete Kapellen 118, im Bau begriffene 43. Die Zahl der Schüler stieg auf 9134, die der Schülerinnen auf 9964, zusammen: 19 098 Schulkinder. Unter diesen arbeiten 346 Lehrer und 184 Lehrerinnen.

In der Mission wirken 48 Jesuitenpatres, 21 Laienbrüder, 8 Schulbrüder, 20 Schwestern des hl. Joseph von Cluny; dazu kommen 3 Novizinnen und 3 (eingeborne) Postulantinnen.

<sup>1</sup> Siehe Abbildungen derselben: 1879 S. 141 und 1880 S. 153.



Das Spital für die Ausfähigen ernährt auf Kosten der Mission 100 Kranke. Außerdem werden in Tananarivo täglich 140—150 Kranke von den Missionären gepflegt.

Im Jahre 1871, als der Ruf Frankreichs durch seine furchtbare Niederlage in der ganzen Welt tief erschüttert wurde, hatten die protestantischen Missionäre auf Madagaskar laut verkündet, zugleich mit dem Einflusse Frankreichs werde nun auch die katholische Mission auf der großen ostafrikanischen

Insel zusammenbrechen. Diese Prophezeiung hat sich nicht erfüllt, wie aus den vorstehenden Zahlen ersichtlich ist. Die katholische Kirche hat eben andere und festere Grundlagen als den politischen Einfluß, und wie sich die gegenwärtigen Streitigkeiten wegen der Bundesgenossenschaft Frankreichs mit dem Stamme der Sakalaven an der Westküste auch entscheiden mögen: die katholische Kirche auf Madagaskar wird darob nicht in Trümmer gehen.

## Die Klosterfrauen von Quebec.

(Eine Episode aus der Missionsgeschichte der Huronen. — Fortsetzung.)

### 5. Ein rauher Anfang.

Die Hospitaliterinnen hatten kaum die Betten in ihrem provisorischen Krankensaale aufgeschlagen, als man ihnen auch schon von allen Seiten kranke Indianer zutrug. Die Pocken waren gegen Ende August 1639 unter den Wilden ausgebrochen, und die Seuche steigerte sich im Herbst und Winter. Bald waren alle Betten belegt; man mußte Rothschuppen an das Spital anbauen und große Baracken nach Art der Indianerhütten aus Pfahlwerk und Rinde errichten; sogar die Klosterküche wurde in ein Krankenzimmer verwandelt. Die Seuche nahm bei den armen Wilden eine unerhörte Bösartigkeit an, wahrscheinlich in Folge ihrer beständigen ekelhaften Unreinlichkeit. Ihre einzige Kleidung bestand aus Thierfellen, und sie legten dieselbe nicht ab, bevor sie in Stücke fiel; Leibwäsche aus Leinwand war ihnen etwas Unbekanntes. Die guten Nonnen gaben ihren ganzen Vorrath von Linnen für die armen Kranken hin, selbst ihre Schleier und Schürzen; aber trotz dieses Übermaßes von Liebe reichten ihre Mittel nicht aus. Der Leib der Kranken bedeckte sich so mit krebsartigen Geschwüren, „daß man nicht wußte, wo sie anfassen“, wie der alte Bericht sagt. Ihre Eiterbeulen hauchten einen solchen unerträglichen Gestank aus, daß man in den Räumen, in welchen die armen Opfer eng zusammengepfercht lagen, kaum athmen konnte. In dieser verpesteten Luft lebten die drei Schwestern sechs Monate und zeigten fortwährend denselben Muth, dieselbe Freudigkeit, dieselbe Hingabe um Gottes willen. Wenn sie den Tag über die Kranken gepflegt, gereinigt, verbunden, für sie gekocht hatten ohne einen Augenblick Erholung, so mußten sie noch einen Theil der Nacht dazu verwenden, neben der Wache für die Kranken und Sterbenden die benutzte Leinwand zu waschen; denn Niemand wollte diese Arbeit übernehmen aus Furcht vor Ansteckung. Ja selbst das Wasser dazu konnten sie nur mit Mühe erhalten, da der Fluß ziemlich weit entfernt war. Es ist nicht zu verwundern, daß trotz aller Aufopferung die meisten ihrer Pflegebefohlenen der Seuche erlagen; sie hüllten dann die Leichen in die alten Biberfelle und bereiteten sie so zum Begräbnisse vor; denn Särge oder Leichentücher hatten sie nicht.

Gott schickte seinen Dienerinnen Trost und Stärke von oben in Mitte ihrer Trübsal. „Bei so viel Arbeit und Glend,“ erzählen sie, „welches bis Ende Februar 1640 dauerte, hatten wir den Trost, daß keiner aus der großen Zahl der Wilden, welche wir versorgten, ohne die heilige Taufe starb. Die Pocken, womit das Übel seinen Anfang nahm, hatten sich zwar in eine andere Krankheit verwandelt, welche den Hals ergriff

und den Leidenden binnen 24 Stunden hinwegraffte; doch konnte man sie noch genügend zur heiligen Taufe vorbereiten.“ Die Freude, die Wilden in ihren Armen mit der Taufgnade geschmückt sterben zu sehen, belohnte die guten Schwestern tausendfach für alle Mühen, und im Geiste des Glaubens erkannten sie in diesen mit ekelhaften Geschwüren bedeckten Leibern die Glieder Jesu Christi, der gesagt hat: „Wahrlich sage ich euch, was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ Die übermenschlichen Anstrengungen hatten endlich ihre Folgen; alle drei Schwestern brachen fast gleichzeitig erschöpft zusammen. Die Jesuiten übernahmen nun neben der geistlichen auch die leibliche Pflege der Kranken, bis die letzten entweder genesen oder begraben waren. Denn neue Kranke kamen nicht nach Quebec; die Wilden hatten sich aus Furcht vor der Seuche weit weg in ihre Wälder geflüchtet und mieden das Spital, wo so viele aus ihnen gestorben waren, wie einen Ort des Fluches; sie nannten es nur „das Haus des Todes“.

Eine Zeit lang schien es, die übermäßigen Strapazen der Krankenpflege würden unter den Schwestern ihr Opfer fordern. Die Oberin litt an einem hartnäckigen Bluthusten; dazu kam bei der großen Armuth des Klosters der Mangel an nahrhafter Kost; mußten sich doch die Schwestern mit ein wenig in Wasser gekochtem Reis behelfen. Der Gouverneur hörte von der Kranken und schickte gerne von dem Wenigen, das seine frugale Tafel bot. Auch die Indianer hörten, daß eine von den Töchtern des großen Geistes, welche ihre kranken Brüder gepflegt hatte, krank und schwach sei, und auch sie schickten von ihrer kargen Jagdbeute die besten Stücke des Elenthiers und des Bibern. Der liebe Gott segnete diese Gaben, und gegen alle menschliche Erwartung genas die Mutter Ignatius langsam von ihrem schweren Leiden.

Mit dem Frühjahr 1640 waren viele Familien der Indianer, welche umsonst Schutz vor der Seuche in der Wildniß gesucht hatten, nach der Station von Sillery zurückgekehrt. Von da aus schickten sie mehrere Häuptlinge an die Spital-schwestern mit der Bitte, ihr Haus bei ihnen in Sillery aufzuschlagen; denn einmal sei es ihnen sehr beschwerlich, ihre Kranken auf die Felsenhöhe von Quebec hinaufzubringen, und dann hätten sie alle eine große Angst vor dem „Hause des Todes“. Die Oberin war gerne bereit, auf diesen Wunsch einzugehen, um so mehr, da die Herzogin von Aiguillon auch für diese zweite Stiftung die Summe von 20 000 Livres bestimmt hatte. Ein Unglücksfall beschleunigte die Ausführung dieses Planes. Am 14. Juni 1640 war in dem kleinen Blockhause der Jesuiten von Quebec Feuer ausgebrochen, und die Flammen



hatten nicht nur die ärmliche Wohnung der Ordensleute, sondern auch die anstoßende, ebenfalls nur aus Holz gebaute erste Kirche Quebecs, die Vorläuferin der heutigen Kathedrale, in wenigen Stunden eingestürzt. Die Schwestern räumten nun einen Theil des Spitals den Missionären als einstweilige Wohnung ein und begannen schon binnen Monatsfrist den Bau des neuen Spitals zu Sillery.

Am 9. Juli 1640 legte P. Vimont feierlich den Grundstein unsern der Kirche und des Missionshauses an einer Biegung des Stromes, welche heute noch den Namen „Klosterbucht“ (Anse du Couvent) trägt. Im Laufe des Sommers waren zwei neue Schwestern von Dieppe eingetroffen; als der Winter kam, konnten alle ihren Einzug in das zur Noth vollendete neue Spital halten. Aber der in Eile ausgeführte Bau bot nur wenig Schutz gegen die strenge canadische Kälte. Bald stellte sich der Bluthusten der Mutter Ignatius wieder ein, und noch zwei andere Schwestern sanken auf das Krankenzett. Wiederum machten sich die Opfer der Armuth sehr fühlbar; rauhes Brod, Speck, Erbsen und einige Pflaumen bildeten für Kranke eine wenig zu trüglische Kost. Al-

lein die Tugend der guten Schwestern war stärker, als alle diese Entbehrungen, und wenn es einmal glückte, einen etwas besseren Bissen aufzutreiben, so entstand ein frommer Wettstreit der Liebe unter den Kranken, indem jede derselben meinte, gerade sie bedürfe eines solchen Gerichtes am wenigsten. So ging es eines Tages, als man nach eifrigem Nachfragen in der ganzen

Gegend am Abende endlich ein einziges Ei nach Hause brachte; jede der Kranken bat, den Leckerbissen doch den Mitschwestern zu überlassen.

Glücklicherweise gab es während dieses Winters nur wenige kranke Indianer zu verpflegen. Fast alle waren mit Zurücklassung der Greise auf die Elenthierjagd in die nördlichen Wälder

gezogen. Vor ihrer Bekehrung zum Christenthum hatten sie die barbarische Gewohnheit, die alten Leute, welche nicht mehr Kraft genug besaßen, die Jagden mitzumachen, einfach zu erschlagen; jetzt blieben diese zugleich mit den Weibern und Kindern unter der Obforge der Missionäre und Schwestern in Sillery. Als dann der Frühling wieder kam, brachten die heimkehrenden Jäger den Nonnen geräuchertes Elenthierfleisch. Die Gabe war gut gemeint und wurde von den Schwestern auch mit Dank angenommen; aber trotz ihrer Noth wäre es ihnen unmöglich gewesen, davon zu kosten: einen so ekelhaften Geruch verbreitete das halb in Fäulniß übergegangene Fleisch, und dazu hatte es noch den eigenthümlichen ranzigen Geruch angenommen, der den unreinlichen Pelzkleidern der Indianer anhaftete. Die Schwe-



Die Kathedrale von Quebec.

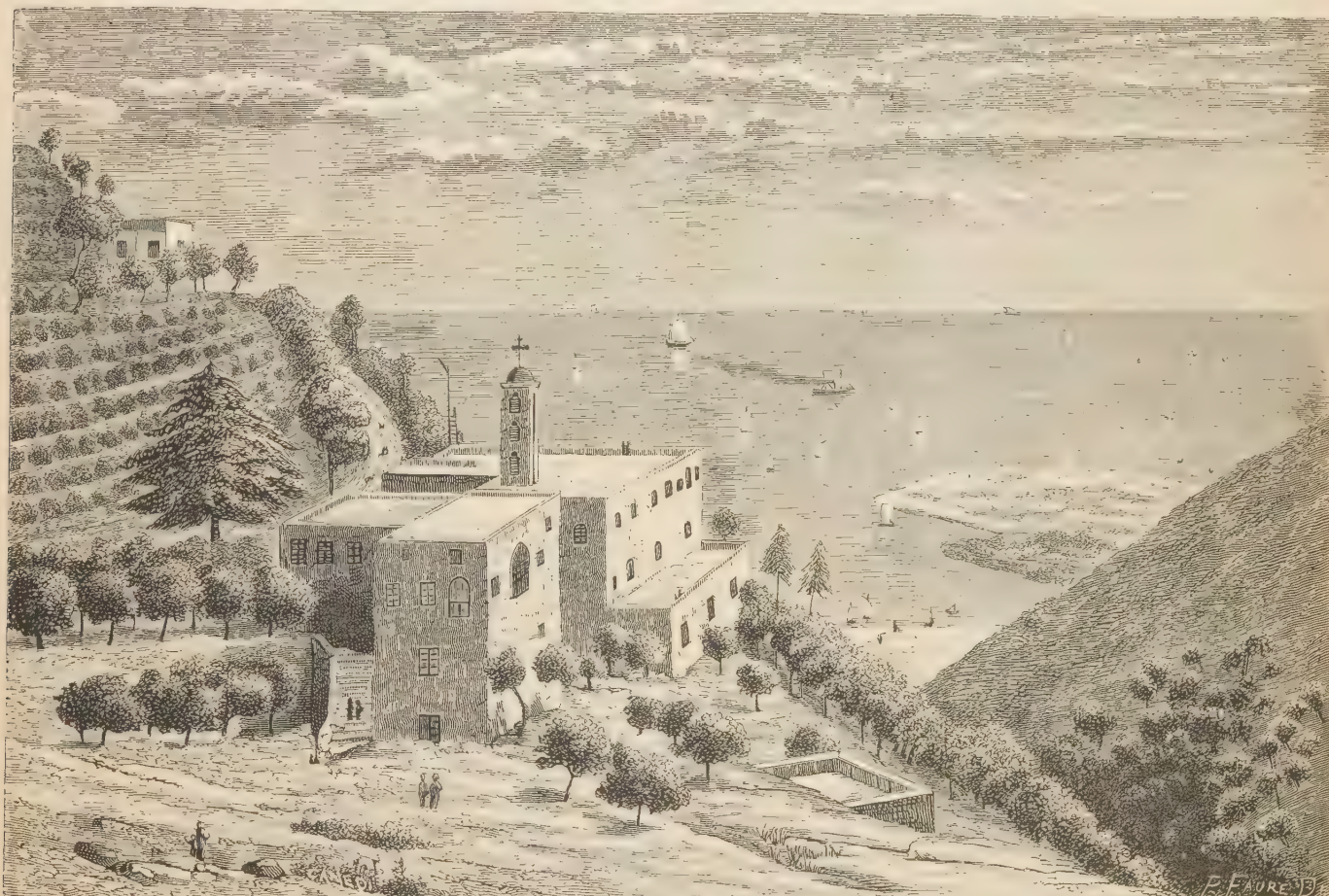
stern sagen, diese Qual des Geruchsinnes sei ihnen lange Zeit die größte Abtödtung im Umgange mit den Wilden gewesen. Aber auch darüber siegte ihre Liebe zu den Seelen, und weit entfernt, durch irgend eine Miene den Wilden zu verrathen, wie lästig ihr Umgang sei, wußten sie dieselben durch immer gleiche Freundlichkeit an sich zu ziehen und durch die Werke der Barmherzigkeit



mehr noch, als es die Worte der Missionäre vermochten, dem Christenthume zu gewinnen. Bald hatten sie den Trost, ihre Opfer durch den Eufendeifer der Neubekehrten reich belohnt zu sehen.

Zu Ende des Winters wurde die erste Nonne in den Boden Canada's eingesenkt. Es war die ehrw. Mutter von der heiligen Maria, eine der beiden zuletzt angekommenen Schwestern. Nach acht Monaten voll Leiden erlag sie dem rauhen Klima und den harten Entbehrungen, erst 28 Jahre alt, am 5. März 1641. Als die Tochter einer reichen und angesehenen Familie aus der Normandie war sie von Jugend an alle Bequemlichkeit und allen Glanz gewöhnt; zur Jungfrau herangeblüht, versprach seltene Schönheit und großes Vermögen ihr einen Bräutigam

aus den edelsten Geschlechtern der Heimath. Beides wurde ohne ihre Schuld einem leichtfertigen Junker zum Fallstrick. Derselbe entführte sie mit Gewalt; doch vermochte er die Jungfrau weder zur Sünde zu verleiten, noch zur Ehe zu bestimmen. Sie hatte sich einen höhern Bräutigam gewählt, und die rasche That des Verwegenen bestimmte sie, sobald sie aus dessen Gewalt befreit war, in den Mauern des Klosters von Dieppe Sicherheit vor den Verführungen der Welt zu suchen. Die alten Berichte rühmen die engelgleiche Unschuld, den Gehorsam, die Abtödtung, den Seeleneifer dieser ersten Nonne, welche im Norden der Neuen Welt von Christus zum ewigen Lohne abgerufen wurde. Wie viele Hunderte sind ihr seither in den Boden gefolgt, in welchem ihre ehrwürdigen Gebeine dem Tage der Auferstehung entgegen-



Seminar der Maroniten von Kereim (Syrien).

schlummern! Und wie werden die Kinder dieser Welt dereinst staunen, wenn ihnen der ewige Richter die Summe der Opfer verkündet, welche diese jungfräuliche Schaar mit Gottes Gnade

brachte, der Tugenden, welche sie übte, aber auch der Bekehrungen, welche sie mit Gottes Gnade bewirkte!

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten aus den Missionen.

### Türkei.

Der griechisch-schismatische Patriarch Joachim, beunruhigt durch die zahlreichen Bekehrungen zur katholischen Kirche, hat der Pforte eine Denkschrift überreicht, in welcher er die Forderung stellt, die griechisch-katholischen Geistlichen müßten sich durch eine andere Kopfbedeckung von den nicht-unirten unterscheiden. Der türkische Cultus-

minister hat dem armenisch-unirten Patriarchen Msgr. Azarian, dem Patriarchen der Melchiten Msgr. Yousses und dem Administrator der unirten Bulgaren Msgr. Nil Isvoroff diese Note zugestellt. Natürlich protestiren dieselben gegen die Befugniß des schismatischen Patriarchen, ihnen irgendwelche Vorschriften über die klerikale Tracht ihrer Priester zu geben. — An Stelle Msgr. Bannutelli's ist jetzt Msgr. Notelli apost. Delegat in Konstantinopel.



Irthümlich berichteten wir letztes Jahr, die **Franziskaner-Präsektur von Konstantinopel** werde von den Observanten besorgt. Es ist dieß nicht der Fall, wie P. Anastasius Spirenga uns von dort schreibt, sondern dieses Arbeitsfeld ist den Reformaten übertragen. „Im Jahre 1579 erhielten die Patres Reformati zuerst die Insel Chios, dann Smyrna und kamen zuletzt nach Konstantinopel, wo Observanten mit Reformaten gemeinschaftlich die Seelsorge versahen. Im Jahre 1704 wurde die Custodie von Konstantinopel zu einer apostolischen Präsektur erhoben und unter den Schutz der Propaganda gestellt. Rasch blühte sie auf; es wurden Missionsstationen in Adrianopel, Einos, Angora, Rhodi und Burnabot gegründet. P. Augustinus a Pisauo ging sogar nach der Krim, wurde aber gleich nach seiner Ankunft auf Geheiß eines russischen Befehlshabers von einem Soldaten getödtet. Einen neuen Aufschwung nahm die Präsektur im Jahre 1855 und den folgenden unter der Leitung des eifrigen P. Joannes Baptista de Galenano. Es wurden Missionsstationen auf der Pringeninsel bei Konstantinopel und zu Magnesia in Lybien gegründet, so daß die Präsektur jetzt folgende zehn Stationen besitzt: Konstantinopel, Prinkipo, Smyrna, Rhodi, Einos (2), Burnabot bei Smyrna, Mytilene mit Agnati und Magnesia. Das Kloster von Chios haben die Türken aus strategischen Gründen zerstört. Zu Anfang hatten sich die Patres in Konstantinopel in der Vorstadt Galata niedergelassen. Die Kirche und die beiden Klöster wurden ihnen aber dreimal niedergebrannt. Da zogen sie nach der Vorstadt Pera, wo heute noch unser Kloster steht, und bauten unter österreichischem Schutze im Jahre 1748 eine schöne Kirche. Im Jahre 1874 wurde dieselbe von dem damaligen Präsekten und jetzigen Bischof von Syra P. Theophilus a Castineano schön renovirt. Der gegenwärtige Präsekt P. Adrianus Rudolphi da Pesaro hat seine Sorgfalt trotz seiner bedrängten finanziellen Lage den Schulen zugewandt. Die unentgeltliche Knabenschule zählt 66 Schüler, die Mädchenschule der Franziskanerinnen von der hl. Elisabeth 130 Schülerinnen. Die Pfarrei von über 4000 Seelen wird von den Patres besorgt; man predigt deutsch, griechisch, italienisch, französisch und polnisch und hört in allen diesen Sprachen Beichte. Außerdem werden die Armen unterstützt, manche Findelkinder auf Kosten des Klosters erzogen, und so arbeiten wir mit dem Segen Gottes zur Ehre Gottes.“

### Rumänien.

„Aus Ost-Rumänien (Moldau),“ schreibt uns P. Antonius M. Caneve Min. Conv., „haben Sie bis jetzt noch keinen Missionsbericht erhalten, obschon diese Grenzseibe zwischen Abendland und Morgenland nicht ohne Bedeutung ist, namentlich gegenwärtig, wo neben der griechisch-schismatischen Staatsreligion auch den andern Bekenntnissen Religionsfreiheit gewährt ist. Schon seit langer Zeit wirken hier als Missionäre die Väter aus dem Minoriten-Conventualen-Orden unter ihrem apostolischen Visitator, dem in Jassy residirenden Bischofe. Es ist ein überaus rauhes Arbeitsfeld; Armuth und Entbehrungen sind das tägliche Brod des Missionärs. Von Jassy schickte man mich landeinwärts nach Präsesai, einem äußerst ärmlichen und schmutzigen Dorfe, von wo aus ich noch sieben weitentlegene Filialen zu besorgen habe. Von der Erbarmlichkeit einer rumänischen Bauernwohnung, meist nur elende Erdlöcher mit einem Strohdach und Lehmwände darüber, macht sich ein Deutscher schwerlich eine richtige Vorstellung. Daß mein Pfarrhaus nicht viel besser ist, schmerzt mich wenig; aber daß auch die Gotteshäuser nur elende Hütten aus Lehm und Fachwerk sind, thut mir in der Seele weh. Im Winter hat Schnee, Wind und Wetter freien Zutritt; der Altar ist ohne Leuchter, ohne Tabernakel, ohne heilige Gefäße. Den einzigen Kelch muß ich stets mit mir nehmen, wenn ich in den noch elendern Filialkapellen das hochheilige Meßopfer feiern will. Geld zu neuen Anschaffungen ist hier nicht aufzutreiben; Alles, was ich von den Leuten ermarren darf, sind einige Nahrungsmittel. Wenn eine Frau sich aussegnen läßt, bringt sie dem ‚Parintele‘ (Pater) ein Huhn unter

dem Arme; nach einer Beerdigung sammle ich die mitgebrachten Gaben an Brod, Käse, Eiern, Honig ein. Um Ihnen einen Begriff von dem elenden Zustande der Wege zu geben, genüge die Bemerkung, daß man oft vier Ochsen vor einen Wagen spannen muß, wenn ich hier im Dorfe einem Kranken die heilige Wegzehrung zu bringen habe. Könnten Ihre Leser nicht etwas für uns thun? Das brodarne, vom Bojarenthume vielleicht noch mehr als früher von den Türken geknechtete Völklein, das mitten unter Schismatikern seinem Glauben treu blieb, verdient die Hilfe seiner Glaubensbrüder.“

### Syrien.

P. Gallen aus der Missionscongregation für Afrika von Lyon, der sich wie alle andern Missionäre während des letzten Krieges aus Ägypten flüchten mußte, beschreibt uns die freundliche Zufluchtstätte, welche er mit seinen Mitbrüdern im Libanon fand:

„Während der letzten Ereignisse in Ägypten genossen wir im Libanon die brüderlichste Gastfreundschaft. Alle die zahlreichen Klöster im Gebirge öffneten uns ihre Thore. Die Bitten des hochwürdigsten Oberen der Lehranstalt von Karem bewogen uns, dieses Kloster zum Hauptquartiere aller flüchtigen Missionäre zu wählen. Anfangs war einer von uns im syrischen Seminar zu Charfet, ein anderer im Patriarchalseminar der Maroniten zu Ain Warfa; aber Karem, wo wir alle einige Tage vereint lebten, hat das erste Anrecht auf unsere Dankbarkeit. Die Herzlichkeit, mit der uns die würdigen Priester aufnahmen, welche dieses Seminar leiten, hat uns in der That gerührt, und ich glaube, Sie werden mit Vergnügen einige Notizen über den Gründer dieser Anstalt und sein Werk lesen.

P. Hannah Habib ist einer der bekanntesten und geachtetsten Männer des Libanon; war er doch jahrelang der oberste Richter der Maroniten. Nach Einführung der jetzt bestehenden Gerichtshöfe faßte der eifrige Priester den Entschluß, sein Vermögen der Gründung einer Missionsgesellschaft für den Libanon und Syrien zu weihen. Der geistig hochbegabte und mit einer seltenen Beobachtungsgabe ausgerüstete Mann hatte früher Europa bereist. Er glaubte, daß Volksmissionen in seiner Heimath denselben Nutzen stiften würden wie dort. Die Propaganda, der maronitische Patriarch und alle Bischöfe des Libanon lobten und beglückwünschten seinen Plan. Aus den Satzungen der Jesuiten und Redemptoristen stellte er eine Regel zusammen, scharte einige fromme und eifrige Priester um sich, welche durch ihre Predigten viel Gutes stiften und welche deshalb in allen Gemeinden des Libanon verlangt werden. Vor Allem aber sah P. Hannah die Nothwendigkeit einer Pflanzschule für seine Missionäre und gründete deshalb die Anstalt von Karem.

Das freundliche Haus steht in einer der fruchtbarsten Thalschluchten des Libanon (siehe das Bild auf S. 125). Die Zahl der Zöglinge ist nur 12, welche im Alter von 15 bis 17 Jahren stehen; aber ihr Talent, ihre Frömmigkeit und ihr Fleiß lassen unter einer weisen Leitung die schönsten Früchte hoffen. Sie bilden den Ruhm und die Freude P. Hannah's. Man lehrt zu Karem arabisch, syrisch, lateinisch, französisch und die kirchlichen Wissenschaften. Man will die Seminaristen zu wohlunterrichteten Priestern heranbilden. Beim Empfange der höheren Weihen legen sie die drei Ordensgelübde ab. Sie haben schöne Beispiele des klösterlichen Opfermuthes vor ihren Augen: den Gründer der Anstalt, welcher sein ganzes Vermögen ihr weihte, und den Obern P. Naametalah Seloan, welcher in früher Jugend eine hohe Stellung für seinen Beruf opferte. Um sie jetzt schon für ihren Missionsberuf einzuwöhnen, leitet man sie an, ihre Studien namentlich für die Predigt zu gebrauchen. Jeden Sonntag predigt einer von ihnen in der Kapelle der Anstalt vor dem Volke, und die katholische Bevölkerung des Libanon eilt von allen Seiten herbei, um diese jungen Prediger zu hören, welche bereits mit der den Orientalen eigenen Verehrbarkeit das Wort Gottes verkünden.



Das also ist Kareim, wo uns die Vorsehung eine Zufluchtsstätte öffnete, bis wir wieder an den Strand des Nils zurückkehren durften.“

### Südafrika.

**Apost. Präsektur Sambesi.** Reisebericht P. Engels' S. J. (Schluß.) — „Wir zogen weiter bis Senengambi an der Grenze des Gebietes von Mowemba (Moemba) und schlugen unser Nachtlager unter einem großen Baume auf, der vor zwei Jahren auch über unsere Patres, als sie zum ersten Male auf dem linken Sambesi-Ufer schliefen, seine weiten schattigen Äste ausgebreitet hatte. Senengambi erzählte uns, Mowemba habe ihn noch gestern in einer wichtigen Angelegenheit zu Rathe gezogen; derselbe sei jetzt gut gesinnt, und wir könnten ruhig zu ihm gehen und bei ihm bleiben. Am 15. August, Mariä-Himmelfahrt, sah uns die liebe Mutter Gottes von ihrem himmlischen Throne in Mowemba einziehen, nachdem wir vorerst zu ihrer Ehre Gott das unblutige Kreuzesopfer dargebracht hatten. Wir gingen durch einen dichten Wald, in welchem wir eine Büffelherde erblickten. Nur eine einzige der berühmten Tsetsefliegen kam mir auf der Reise zu Gesichte und zwar hier; sie saß an dem Rande meines grauen, breitkrämpigen Filzhutes, den ich von Zeit zu Zeit um 90° drehte, um eine trockene Stelle auf die Stirne zu bekommen. Wir durchzogen mehrere kleinere Kraale Mowemba's, so Muenda, Maneta u. s. w., und erreichten 4 Uhr Nachmittags Umkololo's Kraal, der nur sechs Minuten von Mowemba liegt. Wir schickten Umkololo mit einer Spanne Limbo als Gastgeschenk zu Mowemba. 'Er will euch morgen sehen,' meldete er uns zurück. 'Wollt ihr schlafen, wo die Barutti (weißen Männer) vor zwei Jahren geschlafen?' Wir gaben uns zufrieden, da wir müde waren und sowohl die Sonne als der glühende Boden erschöpfende Hitze ausstrahlten. Unter dem Baume fanden wir es so heiß, wie in einem Backofen; aber nach Sonnenuntergang erhob sich ein kühler Wind vom Sambesi her, und wir schliefen einen gesunden Schlaf unter dem Schutzmantel der lieben Mutter Gottes.

Um 8 Uhr in der Frühe schickte Mowemba und ließ melden, er wolle nun den Barutti empfangen. Ich machte mich also auf den Weg. Mein Entschluß stand fest: 'Du gibst Mowemba nichts', alles Andere überließ ich dem lieben Gott. Bald saßen wir in dem königlichen Rathssaale Mowemba's, d. h. unter einem Strohdache, das von acht unbewohnten Mapanistämmen von etwa 2 Meter Höhe getragen wurde. Der Raum mochte etwa 60 Quadratsfuß messen, wovon ein Drittel mit Thontöpfen voll Mabele (Raffernkorn) und Mais belegt war. Da stand für den König ein kleines Stühlchen; ich setzte mich mit meinen Dolmetschern auf die Kante des niedrigen Gestelles mit den Thontöpfen. Anfangs standen etwa 30 gaffende Buben umher, welche jedoch bald von ihren Müttern weggerufen und mit den Ziegen und Schafen auf das Feld geschickt wurden. Mit ihrer Mahlzeit, einem Klumpen von festgekochtem, noch dampfenden Papp aus Raffermehl (Pupu) in den Händen, zogen die Buben ab. Nur ein kleiner, etwa 6 Jahre alter Junge blieb da. Ich rief ihn zu mir her und fragte ihn nach seinem Namen. 'Siatea,' antwortete er. — 'Es ist Mowemba's Lieblingskind,' bemerkte der Dolmetsch Saul. 'Er war tagelang bei P. Terörbe.' Siatea blieb ruhig an meiner Seite sitzen. Mittlerweile fanden sich Siamanga, Makololo und Siaphira, die ersten Räte des Königs, ein; der letztgenannte hat einen großen Kraal und viele Frauen in der Nähe. Sie setzten sich auf alte Bretterstücke am Boden. Ich

grüßte, schwieg, wartete auf die Ankunft des Königs und zeichnete inzwischen ein Kreuz auf den Boden. Nach einer Weile sagte Siamanga, des Königs ältester Sohn, zu Saul: 'Will der Barutti mit uns verhandeln? Der König ist nicht zu Hause.' — 'Er ist doch zu Hause,' sagte Saul. Ich blickte ruhig auf das Kreuz und entgegnete fest: 'Der König hat mich hierhin beschieden; mit dem König will ich unterhandeln und mit Niemanden sonst.' Aber der König, der nahebei meine Antwort hörte, ließ auf sich warten. Endlich sagte ich: 'Warum hat der König mich rufen lassen, wenn er nicht kommen kann? Ich werde gehen und das Grab meines Bruders besuchen.' Die Batongas grüßten, und ich verabschiedete mich.

Ich ging zum Lager zurück und von dort mit Br. Nigg und Pitt zum Grabe P. Terörbe's. Die Umzäunung fanden wir wohl erhalten, den aufrecht stehenden Kreuzbalken grünend, den Grabhügel mit dichtem Gras bewachsen. Wir knieten nieder und beteten. Dann besprengte ich das Grab mit Weihwasser; wir reingten es von Gras, banden den Querbalken neuerdings gut fest und schauten uns den Platz an. Diese Stelle ist in P. Terörbe's Tagebüchern nicht erwähnt. Als er seine letzten Aufzeichnungen vom 29. August machte, muß er noch auf einem andern Hügel, etwa 8 Minuten nordwestlich von hier, gewohnt haben. Wie Br. Vervenne erzählt, wechselten sie später den Aufenthalt, um von den Wasser holenden Frauen nicht so belästigt zu werden; wann das geschah, konnte der Bruder nicht sagen, da er damals bereits im Delirium lag. Daher kam es auch, daß P. Terörbe unter einem so elenden Nothdache starb. 'Man konnte es keine Hütte nennen,' sagte Br. Nigg. Von dem beabsichtigten Häuschen standen erst 20 bis 30 aneinander gereichte Pfähle, und auch diese waren bei unserm Besuche am 16. August 1882 zusammen mit dem Nothdache verschwunden. Von Süden, Südwesten und Südosten weht der Wind über die weit sich ausdehnenden, während einer langen Zeit des Jahres sumpfigen Kornfelder auf diesen Hügel zu. 'Hier muß jeder Weiße in kurzer Zeit sterben,' sagte ich, 'und obendrein ist das Wasser 10 Minuten weit zu holen. Geht nur zum Lager zurück und bereitet das Essen; ich werde vor Mittag dort sein.' So blieb ich noch eine Weile im Gebete allein am Grabe. Mein Inneres bebt vor Freude, endlich am Platze meiner Bestimmung zu sein, und als ich vom Gebete aufstand, war ich entschlossen, wenn immer möglich, jetzt schon dazubleiben.

In ost-südöstlicher Richtung einen Pfad verfolgend, kam ich auf einen lieblichen, unbewohnten Hügel hart am Sambesi. Da fand ich das Pfahlwerk einer verfallenen Hütte und dabei acht oder neun große Stoßzähne von Elefanten in den Boden festgesteckt. Zweifelsohne stand ich am Grabe des alten Mowemba. Dann mußte der gegenüberliegende Hügel jener sein, wo P. Terörbe sich eigentlich niederlassen wollte, von wo er aber durch die Menge Schlangen vertrieben wurde. Auf dem Hügel stehend, sagte ich zu mir: 'Hier ist es gesunder, hier ist es gut!' und eilte zum Br. Nigg, um ihm von meiner Entdeckung zu erzählen. — Kurz vor dem Essen kamen Siamanga und Siaphira und hatten dieß und jenes zu fragen. Ich erkundigte mich, ob wir den Platz am Sambesi haben könnten. 'Darum muß erst der König befragt werden,' sagten sie. 'Will der Barutti mit uns gehen?' Nach dem Essen, wobei wir den Schwarzen eine Tasse Thee reichten, begaben wir uns zu Mowemba; sofort zeigte sich der König. Er trug einen langen, weiten Mantel aus rothem Flanellstoff, den er



P. Terörbe geraubt hatte; dazu einen Kragen und Ärmel aus dunkelgeblütem leichten Zeug. Wir begrüßten uns gegenseitig. Darauf ließ er sich seine Pfeife reichen und die Unterhandlung begann. Meine Worte waren an Saul gerichtet und ich rebete das verdorbene Holländisch, wie man es in Transvaal spricht. Saul übersehte sie dem Umkololo in die Setongasprache. Dieser sagte sie weiter an Siaphira und Siaphira meldete sie Siakamanga und so gelangten sie endlich durch diesen an Mowemba. Auf dem gleichen Umwege kam die Antwort zu mir zurück. Der zwei Stunden langen Rede kurzer Sinn war: ich gelte im Lande als Bruder und Nachfolger P. Terörbe's für einen freien Mann, wie jeder Induna (Häuptling); da ich den Grabesplatz aus Gesundheitsrücksicht nicht zur Wohnstätte wolle, könne ich unterhalb des Denkmals des alten Mowemba mich ansiedeln;

auch sei mir gestattet, die Schlangen durch Anzünden von Gras und Kornstengeln zu vertreiben. „Meine Leute sollen dir helfen,“ sagte der König. „Wie lange wollt ihr bleiben?“ „Vielleicht sofort und für immer.“ — „Habt ihr Lebensmittel?“ — „Nicht viele.“ — „Ich werde euch senden.“ Hiermit erhob sich Mowemba, ging zu verschiedenen Hütten seiner Frauen und brachte etwa 70–80 Pfund Mabele herbei. Ein Knabe führte uns einen schönen schwarzen Bock zu. Nach afrikanischem Begriffe forderte nun der Anstand, daß wir noch eine halbe Stunde beim Könige sitzen mußten. Endlich war die Geduldprobe überstanden, und wir konnten noch im Laufe des Nachmittags zur Wahl der Baustelle schreiten. Siakamanga und Siaphira gingen mit uns; nach 10 Minuten waren wir an Ort und Stelle. Es fand sich, daß der nächstfolgende



Transport eines Fieberkranken am Sambesi.

Hügel noch besser sei; er war zwar bebaut, aber Mowemba's Erlaubniß so allgemein, daß die beiden Schwarzen keinen Widerspruch erhoben. Die Hügelfläche erhebt sich etwa 20 Meter über den jetzt sehr niedrigen Wasserspiegel des Sambesi und mag 3–4 deutsche Morgen betragen. Sie wird von zwei Schluchten begrenzt, von denen die südwestliche unser Gebiet so vom Felde Siaphira's trennt, daß der Abhang mit seinen schönen großen Bäumen und Büschen noch unser ist; auch nordwestlich grenzt unser Gut an das Eigentum Siaphira's, während im Nordosten die zweite Schlucht uns vom Walde trennt. Unter einem Baume errichteten wir dann ein Rothdach, welches uns als Wohnung dienen mußte, bis das Haus gebaut war.

Am 17. August segnete ich nach der heiligen Messe den Platz und begann den Hausbau, indem wir einen Kreis für

den Wallgraben zogen, der die Pfähle des Baues festhalten soll, und sofort begann ich denselben 50 Centimeter tief auszugraben. Am 18. schickten wir Pitt mit 6 Schwarzen nach Thabor zurück. Den Brief, den ich ihnen mitgab, mußte ich mit einer Bleifugel schreiben; es stellte sich nämlich heraus, daß ein gutes Ende meiner Bleifeder ohne Blei war. Ich zeigte P. Kroot mein Vorhaben an, definitiv in Mowemba zu verbleiben. Die Stimmung des Häuptlings schien mir so günstig, er war so geneigt, uns die Kinder zum Unterrichte zu überlassen, und endlich hatte mich eine so unerklärliche Freude am Grabe meines theuern Landsmannes und Mitbruders erfaßt, daß das Alles zusammen meinen Entschluß bestimmte. Br. Rigg, dem immer noch der Jammer jener unglücklichen Hütte, in welcher P. Terörbe gestorben war und Br. Vervenne bewußtlos im Fieber lag, und der Streit mit Mowemba vor-





Deboß, der König der Marutse in europäischem Costüm.



schwebten, konnte sich zuerst nicht recht in den Gedanken finden, jetzt schon hier zu bleiben<sup>1</sup>. Doch war er gleich ganz zufrieden.

Rüstig fingen wir an, die Hütte zu bauen, und acht Tage später stand sie unter Dach und Fach, und von der Spitze grüßte das segensbringende Zeichen des heiligen Kreuzes. Im Innern überstrichen wir das Pfahlwerk mit Lehm und über-tünchten sie. Es ist keine gewöhnliche Kaffernhütte; selbst Mowemba's größte Hütte kann sich neben dieser nicht sehen lassen. Der innere Durchmesser beträgt 5 Meter, der Umfang also mehr als 15 Meter. In einer Höhe von 2,4 Meter begann das konische Dach, senkte sich aber, zum Schutze gegen den Regen eine Veranda bildend, bis auf 1,6 Meter rundum zur Erde herab, so daß die Sonnenstrahlen nur beim Aufgange und Untergange der Sonne die Wand der Hütte trafen. Die 2 Meter hohe und 80 Centimeter breite Thüre schaute nach Osten über den Sambesi, und von den drei kleinen kreisförmigen Fenstern hatten wir eine prächtige Aussicht nach allen Seiten. Besonders schön war sie nach Südwesten auf eine Insel des Sambesi, nach Nordosten dem in großen Windungen enteilenden Strome nach, und nach Osten quer über den etwa 7—800 Meter breiten Sambesi und das Land von Binga mit seinen schönen Baumkronen und Maisfeldern hinweg nach den Höhenzügen der Matabelen.

So lange der Hüttenbau dauerte und wir unter dem Rothdache von Mabelestengeln schliefen, fühlten wir uns frisch und gesund. Meinem Vorsatze treu, gab ich Mowemba kein weiteres Geschenk; seine Söhne und Siaphira waren viel bei uns, Mowemba nie. Es mochte ihm zu weit sein. Es war gut, daß wir von dem Höllenlärme im Kraale eine Viertelstunde entfernt wohnten. Leider waren wir mit Lebensmitteln und Tauschartikeln, die wir nur für die Hin- und Herreise berechnet hatten, schlecht bestellt. Br. Rigg buk Brod aus einem Gemische von Mabelemehl mit sehr wenig Roggenmehl; es schimmelte aber sehr rasch. Am 25. August aß ich davon und bekam etwas Schüttelfieber. Br. Rigg wollte mir nicht glauben, daß die Schimmelpilze dasselbe verursachten, und aß noch mehr von dem verschimmelten Brode als ich; allein auch bei ihm war ein heftiges Fieber die Folge. 'Könnten wir nur im Hause schlafen', meinte der Bruder. Doch daran durften wir noch nicht denken; der Lehmewurf war noch viel zu naß. Als wir endlich einzogen, waren wir beide fieberkrank. Sonntag den 27. August feierten wir die erste heilige Messe in unserm Hause. Montag wurde es von Außen mit Lehm beworfen; Dienstag nahe daneben eine neue kleinere Hütte von 3 Meter Durchmesser angefangen. So hatten wir Arbeit und abwechselnd bald mehr bald weniger Fieber. Am gleichen Tage kam ein Neger von Wanki mit einem Briefe P. Kroots; am Wagen war Alles gesund; der Korneinkauf ging aber flau. Am Donnerstag kamen auch unsere Boten mit Sachen vom Wagen zurück, welche gut verpackt waren; doch hatten sie den Brief verloren. Inzwischen hatte sich aber unser Gesundheitszustand so verschlimmert, daß ich der Weisung unseres Obern zufolge, gemäß welcher die Kranken Mowemba zu verlassen haben, mit schwerem Herzen die Umkehr zum Wagen beschloß.

Samstag, 2. September, übergaben wir die Hütte der Hut eines Buschmannes, dem wir am meisten vertrauten. Am

Nachmittag zogen wir an Mowemba vorbei; der Häuptling war nicht zu Hause; nach einer Stunde lagerten wir am Sambesi. Wir meldeten den Leuten am rechten Ufer, sie möchten uns Speise und Trank bringen; bald erhielten wir das Gewünschte. Es kam ein Mann zu uns in's Lager, welcher beim Hüttenbau treulich geholfen hatte und dann auf einmal flüchtig geworden war. Ein Anverwandter desselben hatte nämlich einen Mord begangen. Zur Sühne dafür zog nun Mowemba die Habe der gesammten Sippe des Mörders zusamt den Weibern ein, während die Männer dem Henkerbeile geweiht sind. Kaum hatte Br. Rigg den Flüchtling bezahlt und war dieser fort, so kam Mowemba in's Lager. 'Ihr dürft nicht fortgehen,' sagte er. — 'Wir müssen,' war unsere Antwort, 'aber wir hoffen, bald, spätestens im April oder Mai, zurückzukommen.'

Vor zwei Jahren hatte Br. Rigg den kranken Br. Verenne in einer an einer Stange befestigten Hängmatte (siehe die Abbildung S. 128) gerade bis zum selben Plage tragen lassen. Ebenda brachte er denselben in einen Kahn und am gleichen Orte wurde nun auch ich einem solchen ausgehöhlten Baumstamme anvertraut. Am Sonntage den 3. September hatte ich recht frühe die heilige Messe zu Ehren unserer seligen Martyrer<sup>1</sup> gelesen; ich war aber so schwach, daß ich sie auf den Knien vollenden mußte. Später stellte sich Erbrechen ein. Ganz schwach und elend fuhr ich eine Strecke den Sambesi aufwärts und hatte Nachts einen unruhigen Schlaf unter einem herrlichen Baume, unter dessen gewaltigem Blätterdache ich die ganze Nacht im Delirium gesprochen haben soll. Montag folgte ich den Übrigen wieder zu Wasser bis Senengambi; am 5. September ebenso bis Siampando. Der Häuptling gab uns den guten Rath: 'Geht morgen früh weiter; das Volk wird euch sonst zur Last fallen.' Schon in aller Frühe brachte uns Siampando Bier und Mehl und dankte für die Decke, welche wir ihm geschenkt hatten; dann zogen wir weiter: ich zu Wasser, sie zu Land. In der Hitze des Mittags erreichte ich Sitshori, wo Br. Rigg schon stundenlang wartete. Ich fühlte mich etwas besser, und meine Begleiter setzten nun nach dem rechten Ufer über; so zogen wir wieder weiter stromaufwärts. Die Fahrt wurde wegen der starken Strömung sehr schwierig; doch arbeiteten meine zwei Ruderer wie Helden. Die Sonne sank. Wir sahen weiter oben zur Linken das Feuer unserer Leute. Stromschnellen wollten uns nicht weiter lassen. Wir laviren nach rechts und nach links, aber nirgends wollen die Felsen einen Durchgang gewähren, noch die Wucht des Wassers uns landen lassen. Die Nacht brach herein; die Ruderer waren müde, ich lag halb todt im Kahne. Was war zu thun? Mit großem Geschick drehte der eine der Neger den Kahn in die Strömung, und hinab sauste der hohle Baumstamm zuerst nach dem linken Ufer und wieder hinunter und hinüber zum rechten. Da fanden wir hinter einem Felsen ein geborgenes Plätzchen und legten neben einem daselbst festgebundenen Kahne an. Einer der Neger brachte mich an's Ufer; ich wankte wie ein Ohnmächtiger. Bald stand ich auf den Felsen, bald stürzte ich hin. Mit Mühe erreichten wir eine Sandbank. Ganz erschöpft sank ich zu Boden, fand den Sand warm und von Büschen geschützt und sagte daher: 'Hier wollen wir schlafen. Zündet ein Feuer an!'

<sup>1</sup> „Mir fiel es etwas schwer,“ sagt Br. Rigg in seinem Briefe, „doch wollte der Pater meine Gründe nicht annehmen; er hatte eben mehr Gottvertrauen, als ich.“

<sup>1</sup> Antonius Xrida und seine Gefährten aus der Gesellschaft Jesu, welche 1632 in Japan die Marterpalme erlangten.



An dieser Stelle unterbrechen wir den Bericht P. Engels', um Br. Nigg seine Angst und Sorge für den Kranken und zugleich die Weiterreise bis zum Guayflusse erzählen zu lassen.

„Schwankend vor Schwäche hatten wir am ersten Tage eine Stunde Weges zurückgelegt; es war genug. Jetzt hatten wir noch 36 Stunden zu machen; doch der liebe Gott mußte helfen. Am nächsten Morgen fühlte ich mich etwas besser; nicht so war es mit P. Engels; er war sehr entkräftet und nicht im Stande, zu gehen. Glücklicher Weise kam ein Neger mit einem Kahn, einem ausgehöhlten Baumstamm; dieser ließ uns das Boot für eine weiße Decke; P. Engels legte sich hinein, und zwei kräftige Neger stießen den Kahn mit Stangen den Sambesi aufwärts. Ich ging mit den Trägern zu Fuß und schleppte mich mühsam durch die sandigen Wege. So legten wir jeden Tag vier bis fünf Stunden zurück. Am 6. September setzten wir über den Sambesi auf das rechte Ufer. Die Strömung wurde nun stärker, so daß die zwei Schwarzen kaum weiterzufahren wagten. Sie versuchten es aber doch noch, während ich mit den Trägern ungefähr eine Stunde weit lief, um das Nachtlager zu bereiten. Die Sonne war untergegangen, das Dunkel der Nacht brach herein; aber noch war kein Boot, kein P. Engels zu sehen. Ich wurde besorgt, es möchte vielleicht ein Unglück geschehen sein. Ich schickte zwei Träger, um nach dem Kranken zu suchen; sie kamen nach zwei Stunden zurück und sagten, sie hätten weder etwas gesehen noch gehört. Man denke sich meine Angst! Betend und sinnend brachte ich die Nacht zu. Kaum begann es zu dämmern, so schickte ich vier Mann, um zu suchen. Als die Sonne aufging, sah ich endlich P. Engels, auf einen Neger gestützt, den Fluß heraufkommen. Centnerschwer fiel die Besorgnis von meinem Herzen. Ich dankte Gott und dem hl. Joseph, daß er noch am Leben sei, und eilte ihm entgegen, und wir grüßten einander, als hätten wir uns lange nicht mehr gesehen. Auf meine Frage: „Wo haben Sie denn geschlafen?“ sagte er: „Im warmen Sand am kühlen Fluß.“ Die Neger waren nämlich wegen der starken Strömung zu landen genötigt, und P. Engels hatte nicht die Kraft, am Abend noch eine halbe Stunde zu gehen. Ich bot Alles auf, um den Kranken zu stärken, was Küche und Keller vermochten, und das war freilich wenig genug. Gegen Mittag machten wir den Versuch, zu Fuß nach Schabe zu gehen, einem Dorf, das noch zwei gute Stunden entfernt lag. Mühsam schleppte sich der gute Vater durch die Hirsefelder, oft sich ausruhend auf irgend einem Steine. Dann stützte er sich wieder beim Gehen auf meine Schultern. So erreichten wir müde und erschöpft Schabe. Gegen Sonnenuntergang brachten die Einwohner Hühner, Eier und Milch zum Verkaufen. Ich kaufte so viel unser Vermögen erlaubte, um noch etwas auf die weite Reise mitzunehmen.

Des andern Morgens fühlte sich P. Engels ziemlich wohl. Ein schwaches Gewitter hatte in der Nacht die glühende Erde abgekühlt, und wir fanden den Tag zur Weiterreise günstig, wiewohl wir sechs Stunden Weg durch eine waldige Gegend zu machen hatten ohne Wasser. Es war ein langer, mühsamer Marsch für einen Kranken, und oft war mein Herz gerührt, wenn ich sah, wie müde und matt sich der gute Vater fortzuschleppte. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir endlich den Guay-Fluß. Wie froh ist man, wenn man das Rauschen des Wassers hört nach langem Marsche in glühender Sonne!“

„Am gleichen Tage noch,“ fährt P. Engels in seinem Bericht fort, „waren wir bis Sonnenuntergang über den Guay zum Daka- (Dekka-) Flüßchen gekommen und lagerten Wanki's Dorf gegenüber. Der Häuptling schickte nach mir und ich ließ mich übersetzen. Es waren zwei Leute von P. Kroot da, welche Träger verlangten. Auch Gesandte der Barutse trafen ein. Sie hatten bei Siampando, Nowemba und allen Vasallenhäuptlingen eine Kriegsteuer eingefordert für den siegreichen Zug gegen Massa-Columba. Nowemba hat ihre Forderungen nicht befriedigt und mag durch sein Benehmen einen Krieg der

Barutse gegen die Batongas veranlaßt haben. Wanki's Leute sprechen davon als von einer ausgemachten Sache; auch in Pandamatenka hörte ich Mr. Blockley sagen, während der nächsten Regenzeit werde Deboß Nowemba mit Krieg überziehen. Vielleicht ist es eine anbetungswürdige Fügung der Vorsehung, daß sie uns durch Krankheit zwang, sein Land zu verlassen. Die Gesandten der Barutse führten eine stolze Sprache: „Du mußt Wanki dieß und das geben,“ herrschten sie mich an. — „Was ich Wanki gebe, ist einzig seine und meine Sache,“ antwortete ich. — „Du mußt jedem von uns ein Geschenk geben.“ — „Wofür?“ — „Dafür, daß du da drüben schlafest.“ — „Wie? Ich soll euch dafür bezahlen, daß ich auf Lo Bengula's Grund und Boden schlafe? Was haben die Barutse über das Land der Matabelen zu sagen?“ — „So mußt du doch wenigstens unserm Anführer ein Geschenk geben.“ Um des Friedens willen gab ich dem Manne eine Kleinigkeit. Wanki betheuerte auf's Neue seine Freundschaft; ich schenkte ihm ein wohlfeiles Armband, das ihm große Freude machte, und kehrte dann über den Sambesi in unser Lager zurück. Bald nachher kamen vier bis fünf Barutse herüber und stellten an Br. Nigg dieselben Forderungen, wie an mich, erhielten aber auch ganz dieselben Antworten, nur in derberer Form. Einen Bock, den sie als Geschenk brachten, kaufte Br. Nigg, wohl wissend, daß man ihn so wohlfeiler bekommt, als wenn man sich zu einem Gegengeschenke verpflichtet; doch gab er ihnen ein buntes Taschentuch. Es war schon spät und die Burschen wollten nicht gehen, auch nachdem es ihnen Br. Nigg befohlen hatte. Da machte er endlich kurzen Prozeß, ergriff seine Flinte mit der einen Hand, mit der andern den Arm eines der Barutse und eskortirte sie so 60 Schritte weit. Da fuhren sie nach Wanki zurück, und wir schliefen, oftmals geweckt durch das laute Brummen der zahlreichen Flußpferde.

Am 10. September (Sonntag) konnte ich leider die heilige Messe nicht lesen, weil unser Wein zu Ende war. Nach einem kargen Frühstück, welches aus einer Brodkruste und einer Tasse Thee bestand, ging ich den Übrigen voraus, um ruhig meine Betrachtung machen zu können. Nach einer Viertelstunde kam ich an ein trockenes Flußbett; da theilte sich der Fußpfad; der eine führte längs des Sambesi hin, der andere, viel betretene bog links ab. Wäre ich klug gewesen, so hätte ich mich ruhig hingesezt und auf die Nachkommenden gewartet; so aber schloß ich: der linke Pfad führt offenbar zum Mazeze (Mateze, Matjeze) und schlug seine Richtung ein. Nach einer halben Stunde wartete ich und rief meinen Gefährten — keine Antwort. Gleichwohl ging ich weiter, in der vollen Überzeugung, der Pfad müsse zum Mazeze führen. „Am Mittag muß ich dort sein,“ sagte ich mir. So ging ich und ging; meine einzige Sorge war, die Leute möchten weiter unten lagern und ich ohne Mahlzeit bleiben. Um 12 Uhr kam ich wirklich an einen Fluß. Die Ufer waren mit 3 bis 4 Meter hohem grünem Niedgras bewachsen; ich arbeitete mich hindurch, trank und beobachtete, nach welcher Seite das Wasser floß. Man denke sich meinen Schrecken: statt an einem rechten, stand ich offenbar an einem linken Flußufer! Ich war also, statt an den Mazeze, an den Daka zurückgelaufen. (Man vergleiche die Kartenskizze S. 70.)

Glücklicherweise bewahrte ich ruhiges Blut. Nachdem ich unter einem Baobab gerastet hatte, ging ich noch eine Strecke flußaufwärts und suchte mir eine geeignete Schlafstelle. Zu meinen Füßen ein Feuer, zu Häupten den offenen Schirm als „Skerm“, schlief ich unbehelligt unter dem Schutze des hl. Engels, obgleich ich in der Nähe die Spuren nicht nur von Antilopen

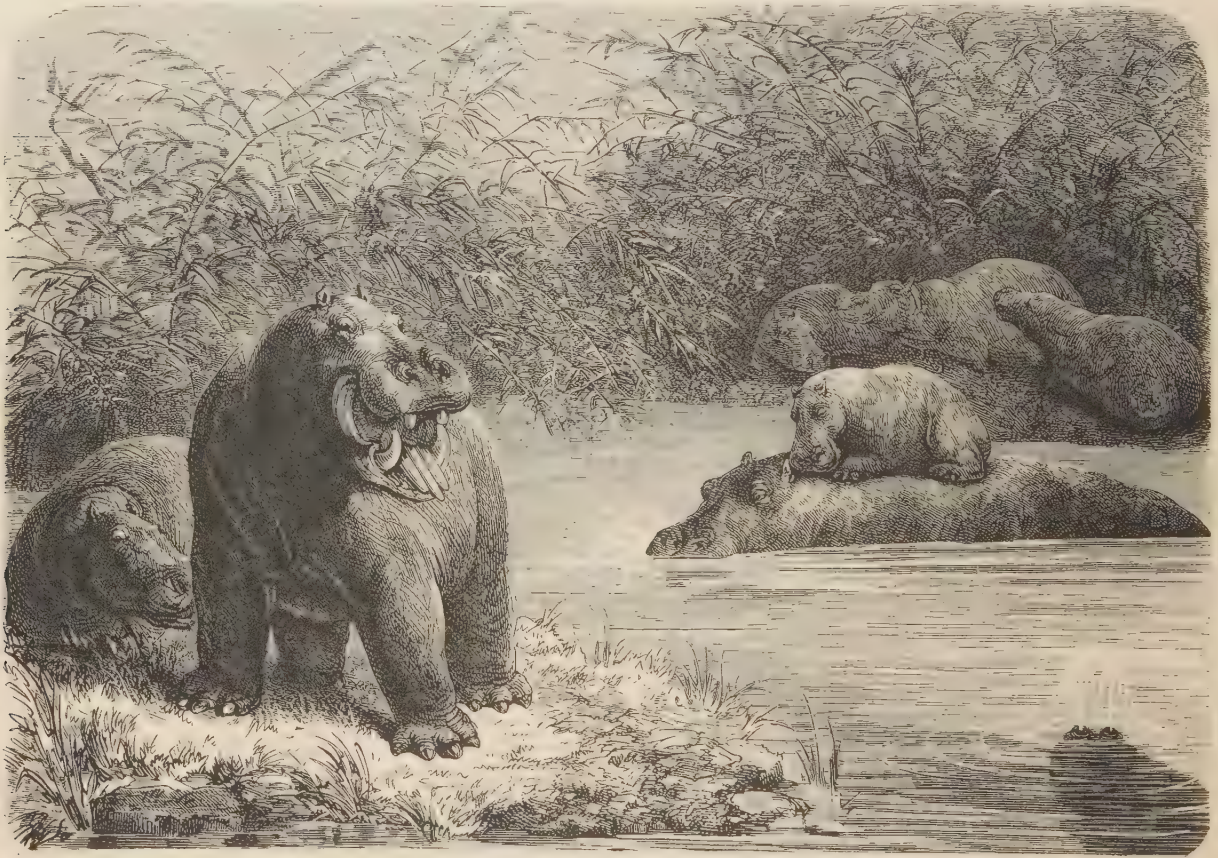


und Zebras, sondern auch von Löwen entdeckte. Ein Trunk Wasser bildete meine Mahlzeit. Am andern Morgen begegneten mir zwei große Wolfsschakale, so hungrig wie ich selbst. Als ich in ihre Nähe kam, bogen sie links ab und klafften wie Hunde von der waldigen Felswand nach mir. Nach einer Weile schickte mir der liebe Gott einige Neger zu Hilfe; es waren Leute von Wanki, die aus einem Salzumpf am obern Daka Salz holten, mit welchem sie den Sambesi abwärts bis nach den portugiesischen Besitzungen Handel treiben. Sie theilten mit mir ihr Frühstück, in Salzwasser gekochten Mabele, welcher mir, dem Hungrigen, vortrefflich schmeckte. Dann beriethen wir uns, und ich hielt es für das Beste, mit ihnen nach Wanki zurückzukehren. Längs des Daka gingen wir etwa fünf Stunden bis an die Stelle, wo er seine nordöstliche Richtung verläßt und

sich nördlich dem Sambesi zuwendet. Dort lagerten wir uns in kühler, stürmischer Nacht unter einem Baobab auf einem Hügel. Unser Abendessen bestand aus einer Naturimurzel, welche im Geschmack unsern Möhren ähnelt. Am folgenden Tage begegneten wir den Negern, welche Br. Nigg nach mir ausgesandt hatte; diese brachten Lebensmittel, und ich konnte die Salzträger mit einer guten Mahlzeit belohnen. Um 4 Uhr Nachmittags war ich in Tschetsche bei Br. Nigg."

Das Abenteuer unseres Missionärs hätte leicht schlimmer enden können; aber auch so verursachte es dem Pater sowohl wie seinem Gefährten fast drei Tage peinlichster Aufregung. Br. Nigg erzählt in seinem Briefe:

"Nach etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden sagte einer der Träger: „Was ist das? ich sehe keine Fußspuren mehr von dem weißen Mann; er



Nilpferde im Sambesi.

hat sich verirrt.“ Die Neger riefen und pfliffen nach allen Richtungen, allein vergebens. Wir erreichten Tschetsche, doch kein P. Engels war dort. Ich schickte sogleich zwei Mann, um zu suchen; diese folgten seinen Fußspuren sechs Stunden bis an den Daka-Fluß durch einen Weg, der an eine Salzpflanze führt, wo sie seine Spur verloren. Trostlos kehrten sie des andern Tages zurück. Ich schickte abermals vier Mann mit der Weisung, den Pater lebend oder todt zu bringen. Dienstag Abend kamen sie mit P. Engels, der frisch und gesund war. Ich aber hatte den ganzen Tag Fieber vor lauter Angst und Unruhe um den guten Pater."

"Am 13. September," schließt P. Engels seinen Reisebericht, "konnten wir nicht weit gehen, da Br. Nigg das Sambesifieber hatte; doch kamen wir bis zum zweiten Majeze-Übergang. Am folgenden Tage schickte uns P. Kroot Lebensmittel

entgegen; sie waren sehr willkommen, namentlich der Wein, welcher mir die heilige Messe wieder ermöglichte. Am Freitag den 15. September erreichten wir Thabor. Ein Löwe hatte daselbst einen Ochsen und zwei Hunde zerrissen, war dann aber von unsern Leuten erlegt und unter dem Jubel der Kaffern seiner prachtvollen Haut beraubt worden. Nach kurzer Rast machten wir uns des folgenden Nachmittags wieder auf den Weg und trafen am 19. September glücklich in Pandamatenka ein. P. Weißkopf empfing uns mit offenen Armen und bietet Alles auf, um unsere durch das Fieber geschwächte Gesundheit wieder zu stärken."

Am 29. September kam auch P. Berghegge mit einem Bruder von den Grenzen des Marotse-Reiches zurück. Er hatte dort dem Grenzorte gegenüber am Tschobesflusse lange

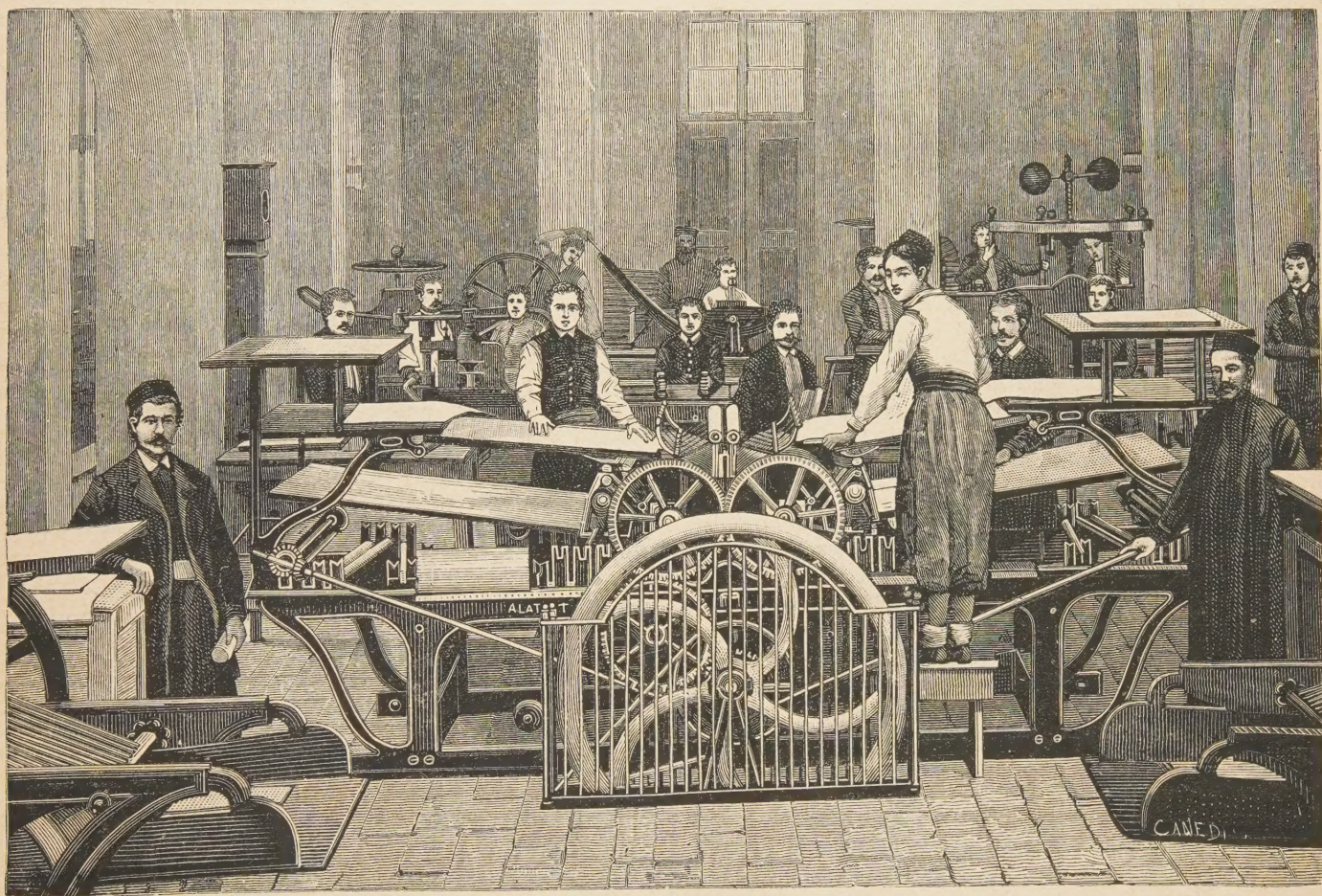


Zeit umsonst auf die vom Könige dem P. Depelchin versprochenen Träger und Boote gewartet, welche ihn nach Seſſele bringen sollten. Mr. Westbeach, der ihnen vorausgereist war, hatte Zulaß zum Könige Deboß erhalten. Mit großer Spannung erwarteten die Missionäre in Pandamatenka seine Rückkehr und die Botschaft, die er vom Könige bringen würde. Noch war er mit derselben nicht eingetroffen, als die Briefe P. Terörde's und Br. Riggs zu Anfang November abgingen. Wenn sie abschlägig ausfällt, so fürchten sie, auch im Lande der Batongas keine Aufnahme zu finden. Dann würde ihnen wohl nichts erübrigen, als den Sambesi abwärts nach Sumbo oder Tete zu ziehen, um von den Grenzen der portugiesischen Besitzungen schrittweise den Boden zu gewinnen. Trotz aller

Schwierigkeiten waren alle Missionäre mit heiligem Muth e erfüllt; obschon die hereinbrechende Regenzeit abermals mit gefährlichen Fiebern drohte und Alle sich mehr oder weniger leidend fühlten. Hoffen wir, daß inzwischen das mörderische Klima keine neuen Opfer fordere, und daß die nächsten Berichte, die freilich vor einigen Monaten nicht wohl zu erwarten sind, uns von erfreulichen Erfolgen erzählen. Gewiß werden unsere Leser diese schwierige Mission in ihren Gebeten nicht vergessen.

### Äquatorial-Afrika.

**Apostol. Präsektur des Viktoria-Nyanza- und Tanganjika-Sees.** Der hochw. Herr Guillet aus der Congregation



St.-Josephs-Druckerei in Beyruth.

der Missionäre von Algier schreibt aus Udschidschi am Ostufer des Tanganjika-Sees an Se. Eminenz den Cardinal Lavigerie unter dem 25. September 1882:

„Die Neuigkeiten vom Tanganjika-See sind so gut als möglich; die Saat reift zusehends, und schon hat die Ernte begonnen. Wir erfreuen uns allseitig eines tiefen Friedens. Die Araber von Udschidschi, mit denen wir uns klar auseinandersetzen, wissen, daß wir den Wilden das Evangelium predigen und sind damit einverstanden. Die Gesundheit der Missionäre ist, Gott sei Dank, ausgezeichnet. In Massanze ziehen die Predigten mehr Leute an, als wir jemals hofften. Diese armen Neger, welche nur für das Irdische empfänglich schienen und welche man allgemein einer Sehnsucht nach dem Himmel für unfähig erachtet, zeigen sich sehr begierig nach Belehrung

und nach dem Besitze ewiger Güter. Wir hegen große Hoffnung, diese gute Stimmung werde auch die umliegenden Dörfer ergreifen und sich nach und nach auf das ganze Land ausbreiten.

Inzwischen wächst und gedeiht unser Waisenhaus von Tag zu Tag. Die Kinder sind gelehrt, den Missionären zugethan und beten gerne. Es ist eine Freude, sie das Morgen- und Abendgebet verrichten zu sehen, und ich glaube, Gott selbst muß mit Wohlgefallen auf diese armen Waisen, die Erstlinge von Äquatorial-Afrika, herabschauen, wenn sie auf den Knien und mit gefalteten Händen so fromm das Vaterunser und den Englischen Gruß hersagen. Sie achten das Gebet sehr hoch und würden es nicht wagen, ohne Abendgebet schlafen zu gehen; wenn es einmal einem dieser Kleinen begegnet, daß es während des gemeinschaftlichen Gebetes einschläft, so sagt es gewiß zu P. Dromieux, bevor es sich zur Ruhe legt: „Vater,



ich habe nicht gebetet, ich war eingeschlafen, laß mich jetzt beten.<sup>1</sup> Der liebe Gott segnet also offenbar die bescheidenen Arbeiten seiner Missionäre. Sie haben nur zu säen und zu begießen, so keimt unter dem Einflusse der göttlichen Gnade das Saat Korn, wächst und erweist die schönsten Hoffnungen. Ach, wenn wir nur zehnmal zahlreicher wären! welch reiche Ernte könnten wir in diesen unermesslichen Gegenden zum Nutzen unseres Heilandes einheimen!

In diesem Augenblicke sind unsere neuen Mitarbeiter wohl bereits von Algier nach Sansibar verreis. Möge unser Heiland, unsere liebe Frau und der hl. Joseph sie beschützen und stärken in den oft nur zu harten Strapazen der Reise! Sind unter ihnen einige für die Tanganjika-Mission bestimmt, so mögen sie eilen und fliegen. „Die Ernte ist groß, aber der Schnitter sind wenige.“ Mehrere einflußreiche Häuptlinge im Norden des Sees, besonders Muruma und Ruffavia, wünschen eine Niederlassung. Als der erstere bei Ruffavia zufällig von meiner Reise hörte, fürchtete er, ich wolle mich bei diesem Häuptlinge niederlassen. Er schickte mir daher sofort Niamparois mit einem Kähne und ließ mir sagen, er bestehe darauf, daß ich mich bei ihm niederlasse, und er werde mich den Ruffizi<sup>2</sup> so weit hinauffahren lassen, als ich es wünsche. Leider verbot mir unsere geringe Zahl, diese freundschaftliche Stimmung zu benützen. Auch im Süden des Sees und in Manjuema<sup>2</sup> wäre es durchaus nothwendig, Posto zu fassen, sonst werden uns die Engländer unter Führung des Rev. Gore dort zuvorkommen. . . Deshalb rufe ich dringend nach Arbeitern; zu den Priestern müssen geschickte Laienbrüder sich gesellen. Auch muß man daran denken, Schwestern kommen zu lassen, ohne deren Hilfe die Waisenhäuser nur mittelmäßige Erfolge erzielen werden. Wir müssen junge Sklavinnen loskaufen und den Schwestern zur Erziehung anvertrauen; so werden wir in der Lage sein, unsere Waisenkinder später christliche Familien gründen zu lassen. Es wird den Schwestern an Muth nicht fehlen, die weite Reise zu wagen. Die Wilden scheinen mir recht gut gestimmt; sie geben sich Mühe, ihre Laster abzulegen, und voll Furcht und Hoffnung betreffs des Lohnes oder der Strafe im andern Leben fragen sie oft: „Was muß ich thun, um den Himmel zu gewinnen und um das Böse in mir (die Sünde) auszulöschen?“ Sie möchten das Mittel, welches sie in den Stand setzt, gut zu leben, sofort haben. Wir haben ihnen versprochen, sie erst zu unterrichten und ihnen dann eines Tages das verlangte Mittel (die heilige Taufe) zu geben. . . Wir verkündeten ihnen einen „Magambo ya Mungu“, d. h. einen Unterricht über den lieben Gott, und haben dadurch die Wilden unserer Nachbarschaft herbeigelockt. Gegenwärtig besuchen mehr als 70 Erwachsene den Unterricht; ferner 60 Kinder, welche täglich zur Schule kommen. Wir können demnach schon von einer kleinen, im Entstehen begriffenen christlichen Gemeinde reden. Da wir keine Glocken haben, geben wir mit Trompeten, Symbolen und Trommeln das Zeichen zum „Magambo“; da läuft Alles herbei. Auch beim Morgen- und Abendgebete unserer Kinder sind Viele anwesend. Eine Hauptschwierigkeit bietet die Sprache. Die Bewohner von Massanze reden ein Mischmasch aller möglichen umliegenden Dialecte und scheinen sich ihrer eigenen Sprache, als nicht vornehm genug, nicht gerne zu bedienen; nur die Weiber reden Massanze.

P. Dromieux hat viel an der Abfassung einer Grammatik gearbeitet, und es ist ihm geglückt. Dazu hat er eine große Zahl von einheimischen Worten gesammelt, die wir erlernt und in Übung gesetzt haben. Im Massanze halten wir den Katechismus für die Erwachsenen und im Kisuahili den für unsere Kinder.“

<sup>1</sup> Nach den neuesten Karten „Lussife“; Fluß, welcher den Tanganjika-See im Norden mit dem Manjaru-See verbindet und durch diesen (durch den Ragera-Fluß) vielleicht mit dem Victoria-Nyanza-See zusammenhängt.

<sup>2</sup> Im Nordwesten des Sees, am obern Kongo.

## Westindien.

**Apostol. Vikariat Jamaica.** Aus einem Briefe des hochwürdigen P. Scheppach S. J. entnehmen wir folgende kurze Schilderung des Missionslebens auf Jamaica:

„Jamaica ist sehr schön, aber sehr heiß. Seine Bewohner sind zum größten Theil Neger, welche früher als Sklaven hierher gebracht wurden. Durch Trägheit und Sittenlosigkeit erschweren sie die Arbeit des Missionärs in hohem Grade; dazu kommt, daß die Leute meist weit von Kirche und Schule wohnen. Der Missionär muß beständig auf Reisen sein. Der katholische Priester wird allgemein hochgeachtet; Bekehrungen zur katholischen Religion sind sehr häufig und würden noch häufiger sein, wenn nur unsere Kirchen nicht gar so elend wären. Die Hauptstadt Kingston mit etwa 8000 Katholiken allein hat eine hübsche Kirche. Da habe ich an zwei Sonntagen im Monate zu predigen und Gottesdienst zu halten, während der Woche in vier Schulen Religionsunterricht zu erteilen u. s. w., und muß dann an den zwei anderen Sonntagen abwechselnd in den beiden Landpfarreien King Weston und Friendship 13 Meilen von hier. Am Samstag Mittag setze ich mich zu Pferde und reite unter der glühenden Sonne hinaus. Den Gottesdienst kann ich dann erst 11½ Uhr anfangen, da die Leute von weither kommen müssen. Nach dem Morgengottesdienste, der gegen 1 Uhr aus ist, bleiben sie um die Kirche gelagert und lehren erst nach der Christenlehre und dem Segen nach Hause zurück.

An Weihnachten hatte ich in King Weston wirklich Trost. Ich war am Vorabende gekommen, um in der Nacht Gottesdienst zu halten. Die Kirche war gedrängt voll; bis 11 Uhr Nachts hörte ich Beichten. Während dieser Zeit waren die Leute beständig in der Kirche und beteten und sangen. Die Neger lieben den Gesang sehr und haben ein gutes musikalisches Gehör. Am Mitternacht sang ich die erste heilige Messe und predigte. Nachher beteten und sangen die Leute abwechselnd bis zur zweiten Messe, während welcher sie die heilige Communion empfangen. Dann mußte ich zu Pferd, da ich die dritte heilige Messe 12 Meilen von King Weston lesen mußte. Ich hatte bisher schon manche Conversionen in King Weston und bin überzeugt, daß sich recht Viele bekehren würden, wenn ich nur in der Lage wäre, etwas mehr für den Schmuck der Kirche zu thun. Wie dankbar würde ich für jede milde Gabe sein an Geld oder an Paramenten! Die vermöglicheren Katholiken von Kingston können nichts geben; die Stadt wurde vor Kurzem von einer schrecklichen Feuersbrunst heimgesucht. Fast das ganze Kaufmannsviertel ist eingeäschert.“

## Oceanien.

**Apostol. Vikariat Centraloceanien.** Auf Tonga (Freundschaftsinsel) feierte jüngst einer der Missionäre, der hochw. P. Chevon, sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. 40 Jahre hat der greise Priester auf den Freundschaftsinseln gearbeitet; es war daher gewiß billig, daß die Bewohner von Tonga Alles aufboten, das Herz ihres Vaters an diesem Jubelfeste zu erfreuen. Bei der kirchlichen Feier, welche wir übergehen, empfingen 335 Neubekehrte die heilige Communion aus der Hand des Jubelpriesters — gewiß ein großer Trost für ihn! Das bürgerliche Fest, welches die Insulaner P. Chevon bereiteten, gestaltete sich so eigenartig, daß wir unsern Lesern seine Beschreibung aus dem Briefe eines Missionärs mittheilen müssen:



„Am Vorabende des bürgerlichen Festes („Katoaga“ nennen es die Bewohner von Tonga) strömten die Insulaner von nah und fern herbei, jeder mit seinem Stücke „Tapa“ (einem von den Weibern aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes gefertigten Stoffe) und seiner Beisteuer an Lebensmitteln. Der Jubel war allgemein. Eine doppelte Versammlung fand statt, die eine am Morgen zur Vertheilung der Lebensmittel, die andere am Abend zur Überreichung der Geschenke. Auf ein durch die „Talis“ (Holzglocken) gegebenes Zeichen brachte man die Lebensmittel auf einem bestimmten Platze zusammen. Von allen Seiten ertönte Jubelruf und Gesang; die Einwohner der verschiedenen katholischen Dörfer brachten auf Schleifen gewaltige Ignamenwurzeln und prächtige, gebratene Schweine, welche auf den eßbaren Wurzeln gelagert waren. Als Alle in Reih und Glied standen, traten die Missionäre, den Jubilar in ihrer Mitte, aus ihrer Wohnung. Nach Landesgebrauch wurden die Körbe mit Ignamen, die Schweine, die Fische u. s. w. gezählt und dann die Zahl dem Volke verkündet. Der Vorzähler zählt nur bis zehn, dann ruft ein zweiter Zähler, welcher die Zehner bemerkt, Eins und so voran, bis auch er zehnmal gerufen hat, alsbald schreit mit noch lauterer Stimme ein Dritter, der die Hunderte vorstellt, „Eins“ und so fort. Es fanden sich sieben ungeheure Kawawurzeln und viele kleine, 167 Körbe voll Ignamen, in jedem 10–15 Stück von der Größe einer schweren Kunkelrübe, 175 Schweine, davon 3 im Gewichte von 250–300 Pfund, 184 „Faikalai“, das Lieblingsgericht der Tongianer, bestehend aus Zuckerrohr, Öl und der Frucht des Brodfruchtbaumes; endlich auf einer Schleife 100 Brode von 2–3 Pfund, eingewickelt in einige Stücke Rattun und darüber eine flatternde Fahne aus buntem Zeug. Nachdem die Lebensmittel gezählt waren, übergab man P. Chevon den ersten Theil; er bestand aus einem der drei fetten Schweine. Der zweite Theil war für den König bestimmt, welcher nicht anwesend war; man trug ihm denselben sofort in seinen Palast, und er war sehr dankbar. Den dritten Theil erhielten die Missionäre von Maofaga u. s. w. Nach der Vertheilung begann das Mahl; es war genug, auch den größten Appetit zu befriedigen, und man erwies auch allseitig diesem wahrhaft homerischen Frühstücke gebührende Ehre.

Am Nachmittage fand auf dem gleichen Platze von Mua die Vertheilung der Gaben statt. Vor den Missionären stand ein mit einem rothen Tuche bedeckter Tisch; auf demselben befanden sich Teller für die Geschenke. Im Festgewande zogen Dorf für Dorf die Bewohner vorüber, um der Reihe nach ihre Gabe P. Chevon zu Füßen zu legen. Voran zogen die Frauen und Schulmädchen von Mua in Schritt und Tritt; die Frauen trugen zwei Stücke „Tapa“ von 50 Meter Länge und drei Meter Breite; die Schulmädchen ein langes Stück schwarzen, mit ganz besonderer Sorgfalt gearbeiteten Tapa, der eines Tages beim Begräbnisse P. Chevons verwendet werden soll. Nach tongaischen Begriffen ist es nämlich durchaus nichts Unpassendes, Jemanden ein Sterbegewand zu schenken. Nach den Frauen kamen die Männer, dann die Bewohner der übrigen

Dörfer; auch viele Protestanten nahmen an dem Feste Theil. Der Vorübermarsch war mit Gesang und Freudengeschrei, Tanz und Spiel verbunden. Man schätzte die Zahl der Theilnehmer auf über 3000. Es wurden zehn Stücke Tapa dem Jubilar geschenkt. Überdies veranstalteten die Insulaner eine Sammlung für die Kirche, wobei der Distrikt von Mua 212 Mark 80 Pfennig, die Katholiken der beiden andern Distrikte 176 Mark 60 Pfennig zusammenbrachten. Sogar die Protestanten wollten dem allverehrten Missionär das Ergebnis einer Sammlung im Betrage von 182 Mark 40 Pfennig überreichen.“

### Aus verschiedenen Missionen.

Sudan. Briefe, welche wir unter dem 20. Februar aus Chartum erhielten, bestätigen die Übergabe von Obeid an Mahdi und die Gefangennahme aller Missionäre in Ruba und Obeid. Die schmerzliche Nachricht gelangte nach Chartum durch einen Militärarzt, Fahmi Essendi, welchem es unter vielen Mühseligkeiten und Geldopfern gelang, als Derwisch oder muselmännischer Prediger verkleidet, aus Obeid zu entkommen und sich nach Chartum durchzuschlagen. Er erzählte, daß die Missionäre in Obeid fünf Tage lang wiederholt aufgefordert und auch unter Drohungen gebrängt wurden, den Glauben abzuschwören und Mahdi's Bekenntnis anzunehmen; als jedoch die Araber ihren festen und unerschütterlichen Entschluß sahen, lieber zu sterben, als sich durch ein solches Verbrechen zu entehren, ließen sie davon ab, sie weiter zu belästigen. Die Gefangenen sind vier Priester, ein Kleriker, acht Schwestern und zwei Laienbrüder. Der österreichische Konsul, Herr Hansal, schrieb alsbald direct an Mahdi, um die Freilassung aller Missionäre zu erwirken. Mgr. Sogaro wird gleich nach seiner Ankunft alle möglichen Mittel hierfür angewendet haben, auch das schon früher beabsichtigte Anerbieten einer Loskaufsumme. Gebe Gott, daß seine Anstrengungen mit glücklichem Erfolg gekrönt werden mögen. Es scheint, daß man in Cairo schon daran dachte, den Abessinern den Hafen von Massawa abzutreten, wenn sie Mahdi und die Rebellen im Rücken angreifen und so Sudan Frieden und Freiheit wieder verschaffen wollten. Telegramme aus der ersten Hälfte des Monat März verkünden Siege der Ägypter über die Rebellen, und Briefe der Missionäre aus Cairo bestätigen, daß Abd-el-Kader Sennaar wieder erobert und so den Weg vom blauen (Azur) Fluß bis Chartum von den Rebellen gesäubert hat.

Nach Zeitungsnachrichten aus Cairo hätten die bei Sennaar siegreichen Ägypter sich rasch nach Obeid gewandt, um es zurückzuerobern. Bestätigt sich die Nachricht, daß Mahdi auf seinem Marsche innegehalten und sich sogar ins Innere der Berge zurückgezogen habe, so ist zu hoffen, daß Ordnung und Ruhe bald in ganz Sudan wiederhergestellt sein wird.

Inzwischen ging uns ein neuer Brief aus Chartum zu, datirt d. 16. März; derselbe wurde bereits von mehreren Blättern veröffentlicht. Er enthält die Mittheilungen des oben erwähnten jüdischen Militärarztes, die nicht in Allem zuverlässig scheinen. Zweifels- ohne werden bald von den Missionären selbst Briefe ankommen, welche wir dann sofort unsern Lesern vorlegen werden.

## Miscellen.

**Die St.-Josephs-Druckerei in Beyruth.** Weitans die bedeutendste katholische Missionsanstalt Syriens und der ganzen Levante ist die St.-Josephs-Universität in Beyruth, welche von den Priestern der Gesellschaft Jesu gegründet wurde und geleitet wird. Dieselbe ist unsern Lesern hinlänglich bekannt (vgl. Jahrg. 1881 S. 254). Nicht so bekannt dürfte ihnen aber die großartige Druckerei sein, welche mit ihr verbunden ist und deren Erzeugnisse von dem größten Einflusse auf die Fortschritte der katholischen Kirche im Oriente sind. Die Druckerei arbeitet mit fünf Dampfpressen; eine Typengießerei, Buchbindereien, Papiersfabrik u. s. w. sind damit verbunden. Sie beschäftigt das ganze Jahr 72 Arbeiter aus der Stadt Beyruth; sechs Laienbrüder der Gesellschaft Jesu stehen den einzelnen Abtheilungen vor und ein Vater hat die Oberleitung des Ganzen. Alle Arbeiter sind katholisch; die meisten arbeiten von Kindheit an in der

Druckerei und sind ihr so zugethan, daß sie gewissermaßen eine Familie bilden; Alle lieben einander; die Ältern lehren die Jüngern und wachen über sie. Der Besucher wird angenehm berührt durch die große Ordnung, welche überall herrscht, ohne daß ein Unteroffiziersregiment fühlbar wäre. Überall ruhiger und beständiger Fleiß, auf allen Gesichtern Zufriedenheit. Um halb sieben Uhr in der Frühe sieht man die Arbeiter in Gruppen in die Druckerei kommen. Sie stellen ihre kleinen Körbe mit der Mahlzeit auf den jedem angewiesenen Platz, legen die Arbeitskleider an und beginnen dann die Arbeit, nachdem sie einen Blick auf das Crucifix geworfen, welches zwischen einem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes und des hl. Joseph in jedem Saale hängt, und sich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet haben. Wenn der „Engel des Herrn“ geläutet wird, knien sich Alle nieder, Einer betet vor und die Übrigen antworten



mit lauter Stimme. Am Samstag schließt die Arbeit Mittags elf Uhr; Alle setzen sich, und ein Vater hält Christenlehre. Am Sonntag besuchen sie außer dem Pfarrgottesdienst regelmäßig die Versammlungen der Marianischen Männer-Congregation, welche etwa 300 Mitglieder zählt, und als gute Congreganten empfangen sie monatlich die heiligen Sacramente. Der religiöse Geist, der Alle durchdringt, ist das ganze Geheimniß des Glückes der Arbeiter und der Erfolge der Druckerei.

Im Jahre 1853 wurde die Druckerei mit einer einzigen Presse eröffnet; ein frommer Laienbruder begann mit zwei oder drei Arbeitern das schwierige Werk; eine arabische „Nachfolge Christi“ war das erste Büchlein, welches die Presse verließ. Jetzt ist ein Laienbruder, den der liebe Gott vom Muhammedanismus zum Christenthum bekehrte und in den Ordensstand berief, die Seele der ganzen Anstalt. Als man im Jahre 1873 den großen Plan faßte, eine vollständige Uebersetzung der Bibel in arabischer Sprache zu drucken, schickten die Obern diesen Mann von Beyruth nach Paris, daß er sich daselbst mit den neuesten Vervollkommnungen der Buchdruckerkunst vertraut mache. Er besuchte als Zuschauer die Säle der Imprimerie Nationale und begriff sofort, daß er dort seinen Zweck erreichen könnte. Niemand wollte ihn aber dem Director empfehlen; da ging er persönlich in dem Ordensgewande, wie es die Missionäre in Syrien tragen, und mit dem „Tarbusch“ (der rothen, orientalischen Mütze auf dem Kopfe) zu dem Herrn und theilte ihm seinen Zweck mit. Der Director wunderte sich nicht wenig über die Bitte des Jesuitenbruders, ihn für einige Monate als Arbeiter zulassen zu wollen, stellte aber sofort eine Presse zu seiner Verfügung und ließ ihn in alle Geheimnisse der Druckerei einweihen. Groß war die Verwunderung unter den Arbeitern, als sie den Missionär in ihre Reihen eintreten sahen. Er erwarb sich die allgemeine Liebe und Achtung

und hatte nach drei Monaten seinen Zweck erreicht. Da hörte er zufällig, daß man in London noch eine bessere Art für die Herstellung von Druckplatten anwende; er reiste hin, erhielt Zutritt in einer der ersten Druckereien, und man theilte ihm das Geheimniß mit unter der Bedingung, daß er es nicht weiter bekannt mache. So kehrte der Bruder im Sommer 1874 als vollendeter Buchdrucker nach Beyruth zurück und begab sich jetzt an die Arbeit, die arabischen Typen zu formen. Man weiß, daß die arabische Sprache wie die hebräische nur die Consonanten schreibt, die Vocale aber durch darübergesetzte Zeichen andeutet, wodurch der Satz begreiflicher Weise sehr erschwert wird. Der Bruder ist der erste, welcher den Consonanten mit dem darüberstehenden Vocalzeichen aus einem Stücke formte, ein Verfahren, welches die Genauigkeit des Druckes zu einer bisher im Arabischen unerreichten Vollkommenheit erhob. Freilich mußte dadurch der Buchstabenkasten des Setzers bedeutend erweitert werden; statt 825 Zeichen im alten Systeme braucht man jetzt nicht weniger als 1369; doch hat die Erfahrung gelehrt, daß die Setzer mit einiger Übung sich leicht zurechtfinden. — Der Bruder wählte für die Buchstaben die schönste damals bekannte Form in Syrien und war mit dem Guß eben fertig, als ihm aus Constantinopel noch schönere Buchstaben zu Gesichte kamen. Sofort begann er seine Arbeit von Neuem, und im October 1875 konnten endlich die ersten Bogen der prachtvollen arabischen Bibel gedruckt werden, welche, sowohl was Text als typographische Ausstattung angeht, von allen Kennern einstimmig bewundert wird. In Jahresfrist wurden 3000 Exemplare davon verbreitet und neue Auflagen waren nöthig. Diese Bibel ist das Hauptwerk der Druckerei; daneben erscheinen aber viele andere: die Unterrichtsbücher in den verschiedenen orientalischen Sprachen, die Katechismen, Andachtsbücher, ein syrisches Wochenblatt, welches der katholischen Sache großen Nutzen bringt.

## Für Missionszwecke.

	Marf.		Marf.		Marf.
Für die dürftigsten Missionen:		Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	69.65	Für den Bonifazius-Verein:	Marf.
Von M. Giedl in Unterkrenberg	15.—	den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“	14.60	Von Papalino	4.50
„Allen in Eri“	25.—	in Innsbruck	5.—	Für die Kirche d. hl. Elisabeth in Eisenach:	
„D. M.“	87.—	Von R. A. B. H.	5.—	Aus Oberwinter	3.—
J. Korherr in Stuttgart	5.—	Für die Missionen in Asien:		Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	84.—
Dr. Meiner. Wanderer in Eist Tepl	17.09	Von J. Landmann Karl Muehm in Altdorf	201.61	Für die Kirche in Halle:	
B. Grierer in Metamora, Ill., durch		„M. R.“	5.—	Von M. R. R.	5.—
B. Herder in St. Louis, Mo.	20.—	„R. A. B. H.“	4.—	„F. aus R.“	1.71
„B. Linke in Pellanthal“	10.20	Für die Hungernden in Perien:		„M. R. in Eist Tepl: „Date et dabitur vobis“	20.—
„B. Linke in Pellanthal“	10.20	Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	18.50	Für die Jesuitenschulen in Armenien:	
Papalino	4.—	Für die Hungernden in China:		Durch P. Sp.	2.—
Aus Neuf: „Sitt für uns, o hl. Apollonia“	100.—	Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	3.—	Für den Verein vom heil. Grabe:	
„Zu Ehren des hl. Joseph“	100.—	Für die theilnehmende Missionsprediger zur		Von J. Krant in Capellen-Silberath	45.—
„Wongrowitz: „In solatium animarum defunctorum“	7.—	Persolvierung von heiligen Messen:		Durch das „Tiroler Volksblatt“ in Bozen	12.48
Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	5.—	Aus Leubersdorf bei Düren	52.—	Für die Mission in Bosnien:	
Von Dr. Werber in Nabolzell	8.34	Von Ant. Jöged und Alfons Kummer in Swaden	54.41	Von M. R. R.	5.—
Für die nordischen Missionen:		Papalino	3.—	Durch das Kirchenblatt in Freiburg	3.—
U. J. D. G. D. e. B. M., durch B. Herder		„M. C.“	93.60	Für Verkauf und Unterhalt von Hei-	
in St. Louis, Mo.	1.40	Durch Geadj. Nobler in Tristern	100.—	denkindern:	
Von A. M. R.	5.—	„Pro fidelibus defunctis“	150.—	Von Effen in Eri	25.—
Für die orientalischen Schulen:		„Pie Jesu, dona ei requiem“	12.09	Karl Ried, Coop. in Neutischen am Inn	21.—
Durch d. Exp. d. „Eichsfelder Volksblattes“	4.40	Für die theilnehmenden Priester in Si-		„H. M. in Albenhoven“	10.—
den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“		birien:		Bartholomäus Kindl in Eggenfelden	22.—
in Innsbruck	1.70	Durch Jos. Hinträger in Oberdorf, von einer		den Ercocommunicanten der Pfarrei Hel-	
Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	2.42	Kranken	4.—	tingen	10.20
„Sanctificetur nomen tuum“	5.—	den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“		J. Schmitz, Bierer zu Hühnwetter	42.—
Für die Ausfähigen auf Madagaskar:		in Innsbruck	3.40	Durch Jos. Hinträger in Oberdorf	21.—
Durch d. Exp. d. „Eichsfelder Volksblattes“	2.—	Aus Düsseldorf	18.—	denen, von einer Kranken	21.—
Für die Waisenanstalt des P. Ratisbonne		Durch d. Exp. d. „Eichsfelder Volksblattes“	22.90	Von R. aus D.	200.—
und P. Labistaus in Jerusalem:		das „Kirchenblatt“ in Freiburg	31.—	J. Schnabel, Expositus in Unterligbach	40.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“		Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		Für Verkauf und Unterhalt von Regers-	
in Innsbruck	20.—	(Südafrika):		kindern:	
Von R. A. B. H.	3.—	Durch P. Sp.	26.—	Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	20.—
Für die Missionen und Schulen in Con-		Von Regens Stiegele in Rottenburg	50.—	Pro Papa:	
stantinopel:		Für die Missionen in Nordamerika:		Von Frau Fürstin Rath. v. H. und der Gemeinde	
Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	18.43	„Sanctificetur nomen tuum“	5.—	Beuron	69.—
Für die katholischen Missionen und Mis-		Von A. M. R.	5.—	Papalino	6.—
sionäre in Ägypten:		Für das Bicarai Athabaska-Madenzie:		Für das Grab Pius' IX. in Rom:	
Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	145.43	„Dem hl. Joseph, dem Schutzpatron der Kirche		Durch d. Exp. d. „Eichsfelder Volksblattes“	50.—
Für die Mission in Saza:		zu Ehren, er wolle es segnen“	20.—	das „Kirchenblatt“ in Freiburg	125.07
Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	8.—	Von A. M. R.	5.—	Für die deutsche Mission in Paris:	
Für die Missionen in Afrika:		Für den Kinheits-Jesu-Verein:		„Dem hl. Joseph, dem Schutzpatron der Kirche	
Von D. Kose in Bremen	5.—	„Sanctificetur nomen tuum“	5.—	zu Ehren, er wolle es segnen“	2.—
„M. R. in Eist Tepl: „Date et dabitur vobis“	10.—	Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“		Von J. v. Vertigingen in Wergentheim	85.—
† Landmann Karl Muehm in Altdorf	201.61	in Innsbruck	312.35	Für verschiedene Zwecke:	
Durch J. Hinträger in Oberdorf	4.—	Für den Franziscus-Kaverius-Verein:		Durch das „Kirchenblatt“ in Freiburg	5.—
		Von Papalino	7.50		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.  
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redactionschluß und Ausgabe: 19. Mai 1883.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.